Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Beilage „Die Neue Welt" und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote" erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2.00 Mark, monatlich 70 Pfennig.

Redaktion u. Geschäftsstelle: Johannisstraße Nr. 46.

Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 50 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, i der Expedition abgegeben werden.

Nr. 283. Mittwoch, den 3. Dezember 1913. 20. Jahrg.

Hierzu eine Beilage und das „Wöchentliche Unterhaltungsblatt".

Offiziersübermut und Bürgerfreiheit

Die Vorgänge in Zabern haben auch solche Blätter aufgebracht, die bisher dem Militär die Stange hielten. Der Staatsanwalt und zwei Richter verhaftet, das geht dem guten Bürger über die Hutschnur; schließlich ist einer nicht mehr sicher, durch eine Patrouille vom Kouponschneiden weg in strengen Arrest geführt zu werden! Immerhin wahren auch in dieser Situation alldeutsche Schreier die Trutzstirn; die „Tägliche Rundschau" zum Beispiel spricht zwar von Ungeschicklichkeiten, die das Militär begangen habe, und gibt zu, es sei „vielleicht eine Ungesetzlichkeit" unterlaufen, dennoch stellt dieses Professoren- und Oberlehrerorgan sich schützend vor die Fahne und fängt mit papiernem Schild die Pfeile der Kritik auf. Denn: „diesem Regiment ist Unbill angetan worden, es hat seine Ehre zu wahren und die Ordnung aufrecht zu erhalten!" Da fällt einem das bekannte Generalstelegramm aus der Zeit des ersten Streiks der Ruhrbergleute ein: „Alles ist ruhig, nur die Polizei nicht." Die Ordnung wahrt das Militär in Zabern, indem es die Ordnungsbehörde beiseite schiebt, die Gesetzlichkeit sichert das Offizierskorps, indem es die Männer des Gesetzes in Nummer Sicher setzt. Aber dennoch kann dieses groteske Bild gesteigert werden; denn sicher ist's die höchste Leistung, wenn auf solche Vorgänge ein Preislied ertönt. Wo bleibt der Satiriker, wo das politische Witzblatt? Es muß die Waffen strecken vor der Bürgerdemut eines Blattes wie die „Tägliche Rundschau". Das Gefühl des „Regiertseins" fehlt dem Elsaß, durch zu mildes Regiment hat die Regierung dieses verschuldet: „Wenn die Regierung in der Zaberner Angelegenheit durch Versetzung des Regiments sich vor dem Volke beugte, so würde sie zu den vielen schweren Fehlern, die in den vier Jahrzehnten schon begangen worden sind, einen neuen und recht verhängnisvollen hinzufügen."

So wiederum die Meinung des alldeutschen Organs. Ihm und seinesgleichen ist's also ein Gebot der Staatsräson, daß die blinkende Pickelhaube sich, geh' es wie es gehe, in Zabern nicht nur behauptet, sondern daß in alle Zukunft dasselbe Regiment den Bürgern alle Tage zum Bewußtsein bringt, in was eigentlich die deutsche Bürgerfreiheit besteht. Richter und Staatsanwalt haben sich zur Regierung nach Straßburg begeben, um dort Vorstellung zu machen; das drängt Erinnerungen auf an ähnliche Uebergriffe von Offizieren im alten Preußen. Wer altpreußische Zustände recht drastisch malen will, der pflegt mit Vorliebe Farben aus diesen Tuben auf seine Palette zu nehmen und der Betrachter des Bildes macht dazu die Glosse, daß der Offiziersdünkel nach Jena führte. Aber in jener Zeit regte sich doch auch der Unmut der Bürger, und selbst Friedrich Wilhelm III., den man den Gamaschenkorporal genannt hat, mußte darauf Rücksicht nehmen. Als Neujahrsgratulation ließ er 1798 eine Kabinetsordre an sein Offizierskorps ergehen, die wie folgt lautete:

> Ich habe sehr mißfällig wahrnehmen müssen, wie besonders junge Offiziere Vorzüge ihres Standes vor dem Civilstande behaupten wollen. Ich werde dem Militair sein Ansehen geltend zu machen wissen, wenn es ihm wesentlich Vortheil zu Wege bringt und das ist auf dem Schauplatze des Krieges, wo sie ihre Mitbürger mit Leib und Leben zu vertheidigen haben; allein im Uebrigen darf sich kein Soldat unterstehen, weß Standes und Ranges er auch sei, einen meiner Bürger zu brüsquiren. Sie sind es, nicht ich, die die Armee unterhalten, in ihrem Brote steht das Heer der meinem Befehle anvertrauten Truppen, und Arrest, Cassation und Todesstrafe werden die Folgen sein, die jeder Contravenient von meiner unbeweglichen Strenge zu gewärtigen hat.
>
> Berlin, den 1. Januar 1798.
>
> (gez.) Friedrich Wilhelm.

Keineswegs wollen wir den stocksteifen König loben, der dieses Opus hinausgehen ließ, ein Opus, das wirklich die Bezeichnung verdiente, die Friedrich Wilhelms III. Sohn später auf die Verfassung anwandte. Denn wenigstens bis die Not von Jena den Stockpreußen Mores gelehrt, blieb die Ordre ein bedrucktes Stück Papier. Dennoch: wie vorteilhaft unterscheidet sie sich von den entschuldigenden Worten des Kriegsministers über den jüngsten Leutnant, wie männlich hebt sie sich ab von dem Gewinsel einer Gazette, die deutschen Männerstolz in Erbpacht zu besitzen meint!

Und dieses ist das kläglichste an den kläglichen Geschehnissen von Zabern: die politische Erbärmlichkeit von Wortführern des deutschen Bürgertums. Den Stock des alten Fritz auf ihrem Rücken tanzen lassen, sein zorniges Wort von der Kanaille ihnen in die Ohren schreien, das ist fast nötiger, als der Protest gegen das Offizierstreiben von Zabern!

Freigebigkeit auf Kosten des Volkes

Einzelnen Reichsämtern stehen Summen für besondere Zwecke zur Verfügung, so dem Reichskanzler, dem Auswärtigen Amt und dem Reichskolonialamt. Ueber die Verwendung dieser Summen gibt die nach Ablauf des Etatsjahres dem Reichstag zugesandte Haushaltsrechnung Aufschluß, und es ist immerhin von einigem Interesse, zu erfahren, für welche Zwecke diese Gelder verwendet werden. Unter den Ausgaben aus dem Dispositionsfonds des Reichskanzlers interessieren besonders zwei Posten, weil sie einen Rückschluß zulassen über die Auffassungen, die beim leitenden Beamten des Reiches vorherrschen. Man ist heute allgemein davon überzeugt, daß für die Bekämpfung der Krebskrankheit größere Mittel aufgewendet werden müssen. Dieser Ueberzeugung Rechnung tragend, hat der Reichskanzler aus seinem Dispositionsfonds dem Deutschen Zentralkomitee zur Erforschung und Bekämpfung der Krebskrankheit 3000 Mark überwiesen, gleichzeitig aber ließ er dem Jungdeutschlandbund 5000 Mark zukommen! Krebskranke können der herrschenden Klasse nichts mehr nützen, aber der Jungdeutschlandbund ist die Hoffnung aller Reaktionäre, da verlohnt sichs schon eher, einige braune Lappen fliegen zu lassen. In der Gegenüberstellung dieser Summen liegt gleichzeitig ein Gradmesser für das soziale Verständnis, das man beim obersten Beamten des Reichs voraussetzen darf.

Recht lehrsam ist auch die Verwendung der dem Auswärtigen Amt zur Verfügung stehenden Mittel. Im Jahre 1912 kam Ferdinand, der Zar der Bulgaren, mit seiner Frau zu Besuch nach Potsdam. Für diese Reise der bulgarischen Gäste hat das Auswärtige Amt 14280,70 Mark aufgewendet! Der Besuch des russischen Ministers Sasanow kam billiger, er kostete nur 586,90 Mark. In demselben Jahre weilte der Kaiser in der Schweiz, wo er unter der Obhut eines sozialdemokratischen Offiziers den Manövern beiwohnte. Mit Orden ist in diesem wilden Lande nichts zu machen, deshalb setzte es einige Ehrengeschenke. Die Kosten dafür bestritt das Auswärtige Amt: in Summe 22 095,98 Mark. Der Kronprinz von Bulgarien wurde im Jahre 1912 großjährig, der Kaiser ließ sich bei dieser Feier vertreten, Kostenpunkt 3577,05 Mark. Bei der Taufe des jüngsten Sohnes des Prinzen Ferdinand von Rumänien entstanden dem Deutschen Reich 3411,02 Mark Kosten. (Eine Zwischenfrage: Was in aller Welt hat die deutsche Diplomatie mit der Taufe des Sohnes eines Prinzen zu tun, um dessen Existenz man sich in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes absolut nicht kümmert?) 1031,45 Mark wurden ausgegeben für einen silbernen Kranz, der am Sarge des Kaisers von Japan niedergelegt wurde. Die Beamten der japanischen Botschaft in Berlin erhielten aus Anlaß des Abschlusses des deutsch-japanischen Handelsvertrages Geschenke im Werte von 1204,75 Mark. Für die Bewirtung der französischen Delegierten anläßlich der Berner Kongo-Kamerun-Konferenz wurden 1370,89 Mark ausgegeben. Der Aufenthalt des australischen Senators und Bankpräsidenten Sir Charles Mac Kellar in Berlin hat 687,95 Mark gekostet. Für die Bewirtung von russischen Ministern und Delegierten sowie die Miete für ein Sitzungs- und Empfangszimmer anläßlich der Urheberrechts-Konferenz in Petersburg sind 3391,20 Mark aufgewendet worden. Während des Balkankrieges erhielten die Beamten der deutschen Botschaft und des Generalkonsulats in Konstantinopel 16 000 Mark Teuerungszulagen. Daß der Adjutant des Reichskanzlers für ein im Dienst unbrauchbar gewordenes Pferd aus den Mitetln des Auswärtigen Amtes 906,44 Mark Entschädigung erhielt, sei nur nebenbei bemerkt. — Für den Sultansprätendenten Said Chulid in Ostafrika machte das Gouvernement Aufwendungen in Höhe von 11 226,07 Mark.

Mit dieser kleinen Auslese wollen wir es genug sein lassen. Man muß unterscheiden zwischen Ausgaben, die im Interesse des Ansehens des Reiches notwendig waren, und Ausgaben, die lediglich höfischen Zwecken dienten. Daß Ausgaben letzterer Art aus den Taschen der Steuerzahler bestritten werden, dagegen muß schärfstens protestiert werden. Freigebigkeit ist gewiß eine recht nette Sache, nur darf sie in solchen Fällen nicht auf Kosten anderer Leute gehen. Welch erbauliche Dinge würde man erst erleben, wenn man einmal Einblick in die Verwendung der Geheimfonds nehmen könnte!

Politische Rundschau.

Deutschland.

Zwei Reichstagsmandate erledigt!

Der Reichstag stimmte am Dienstag, nachdem eine Anzahl kurzer Anfragen erledigt waren, über die Wahlprüfungen ab. Die Wahl des Herrn Hegenscheidt, des reichsparteilichen Landrats, der seinen Landratscharakter als Kandidat ostentativ hervorgekehrt hatte, wurde für gültig erklärt — so verkündete wenigstens Herr Kämpf, nachdem sich die Rechte und das Zentrum für ihren Hegenscheidt erhoben hatten. Dann wurde die Wahl unseres Genossen Haupt in Jerichow kassiert, obgleich letzthin dargelegt worden war, daß die Sache durchaus nicht geklärt ist. Nur einige Fortschrittler stimmten mit unseren Genossen für Beweiserhebung. Die Nationalliberalen nahmen bei der Wahlprüfung des Zentrumsabg. Kuckhoff (Köln-Land) die Gelegenheit wahr, um eine Art „ausgleichender Gerechtigkeit" walten zu lassen. Sie stimmten mit der Linken für die Ungültigkeit dieses Zentrumsmandats. Die Abstimmung der Nationalliberalen erfordert jedoch noch eine knappe Beleuchtung. Es stimmten nämlich die Herren Hestermann, Becker-Hessen (dem bekanntlich eine Stimme das Mandat rettete), Dr. Böttger und Bartling für den Kommissionsantrag auf nochmalige Beweiserhebung, während bei der Abstimmung über die Gültigkeit Hestermann und Becker den Herrn Kuckhoff dem Reichstag erhalten wollten, indem sie für die Gültigkeit stimmten; die andern beiden enthielten sich der Abstimmung. Es werden also demnächst Neuwahlen in Jerichow und Köln-Land vorzunehmen sein.

Die erste Lesung des Etats kam nicht über die Darlegungen des Schatzsekretärs Kühn hinaus, da der Reichskanzler die angekündigte Rede über die auswärtige Politik nicht hielt. Herr Kühn bemühte sich, die bereits hereingebrochene Krise in möglichst mildem Licht erscheinen zu lassen — aber was haben die Zehntausende Arbeitslosen von dem hohen Goldbestand der Reichsbank! Im übrigen verschwieg Herr Kühn nicht seine schweren Ängste für den Fall, daß der Wehrbeitrag nicht in der erwarteten Höhe hereinkomme. Das übliche Lob der Sparsamkeit machte den Schluß, was sich wenige Monate nach der Bewilligung der ungeheuersten Rüstungen besonders gut ausnimmt. — Mittwoch: Zabern!

Zur Militärrevolte in Zabern.

Fast kein Tag vergeht in Elsaß-Lothringen ohne aufregende Zwischenfälle. Über den neuesten Vorfall wird aus Zabern gedrahtet:

Zu einem neuen Zwischenfall kam es Dienstag früh in dem Orte Dettweiler bei Zabern. Als der Leutnant v. Forstner mit einem Zuge der 4. Kompagnie des 99. Infanterieregiments den Ort passierte, wurde der Leutnant von vorübergehenden Arbeitern erkannt. Die Arbeiter riefen ihm Verschiedenes zu, was der Leutnant wohl als Beleidigung auffaßte. Er ließ sofort Halt machen und schickte Patrouillen nach den Arbeitern aus, die davongelaufen waren. Der Fahnenjunker Wieß nahm einen gelähmten Schuhmacher fest, der sich gegen die Verhaftung wehrte. Bei dem entstehenden Gerausche zog Leutnant v. Forstner den Säbel und hieb dem invaliden Arbeiter über den Kopf. Die Verwundung des Mannes, ein 5 Zentimeter langer Säbelhieb über die Stirn, ist nach der Angabe des Dettweiler Bürgermeisters eine gefährliche. Leutnant v. Forstner ließ auf dem Bürgermeisteramt über den Vorfall ein Protokoll aufnehmen. Nach der Anlegung eines Verbandes erklärte der Arzt den verwundeten Arbeiter für arbeitsunfähig. Die Behörden von Zabern, sowohl Zivil- als Militärbehörden, haben sich nach Dettweiler begeben. — Es wird noch gemeldet, daß der verwundete Schuhmacher an dem Zwischenfall am geringsten beteiligt war. Er habe sich zufällig unter dem Trupp Arbeiter befunden, von denen sich Forstner beleidigt glaubte.

Halbamtlich wird der Vorfall wie folgt geschildert:

Leutnant v. Forstner wurde heute morgen in Dettweiler bei einer Übung beschimpft. Bei dem Versuch der Festnahme drohte der Fabrikschuhmacher Blank dem Gefreiten Wieß, der die Schimpfenden verfolgte: „Warte, Junge, gleich wirst Du gemetzt." Dabei griff er in die

Tasche, in der später ein Messer gefunden wurde. Als Blank nun festgenommen werden sollte, schlug er dem Gefreiten Wieß mit der Faust ins Genick und stürzte sich auf den Leutnant v. Forstner. Dieser zog den Degen und schlug dem Blank über den Kopf. Nun ließ Blank sich festnehmen; er hat eine 10 Zentimeter lange Wunde am Kopf. Blank wurde dem Bürgermeister von Dettweiler übergeben.

Also hat das Militär von Zabern es auch zum Blutvergießen gebracht und zwar war das Opfer ein lahmer Schuhmacher, ein bedauernswerter Krüppel! Auf diesen Erfolg kann die Militärdiktatur von Zabern stolz sein.

Der „Elsässer" teilt mit, das 99. Infanterieregiment werde von Zabern nach dem Truppenübungsplatz Hagenau verlegt, bis ein neuer Garnisonort bestimmt sein wird.

Unterstaatssekretär Mandel hat sich von Straßburg nach Berlin begeben zur Teilnahme an den Reichstagsverhandlungen. Der Reichstag soll am Mittwoch die Regierungserklärung über die Militäraktion von Zabern entgegennehmen.

Zur Militärdiktatur im Reichslande.

Aus Metz wird gemeldet: Erst jetzt wird ein Vorfall bekannt, der sich hier in der Nacht zum Sonntag an der St.-Georgs-Brücke abgespielt hat und leicht üble Folgen hätte nach sich ziehen können. Dort hatte beim Vorübergehen einer Militärpatrouille eine am Arme ihres Mannes daherschreitende Frau gelacht. Die Frau wurde sofort samt ihrem Manne von der Patrouille festgenommen. Als dabei die Patrouille noch das Seitengewehr aufpflanzte, sammelte sich eine größere Menschenmenge an, die in noch größere Aufregung geriet, als von der Hauptwache vier Mann unter Führung eines Feldwebels mit aufgepflanztem Seitengewehr zur Unterstützung der Patrouille erschienen. Ein junger Mann, Sohn eines Postbeamten, soll die Patrouille dadurch gereizt haben, daß er sich dicht vor dieselbe hinstellte und trotz Aufforderung nicht von der Stelle wich. Es hätte leicht dazu kommen können, daß die Soldaten von ihrer Waffe Gebrauch machten. Das wurde glücklicherweise dadurch verhütet, daß ein Polizeikommissar auf dem Schauplatze erschien, dem es schließlich durch Zureden gelang, wieder Ruhe und Ordnung zu schaffen und außerdem die Patrouille zu bewegen, das Ehepaar freizulassen. Der junge Mann wurde später von einer Polizeipatrouille in Haft genommen.

Erledigte Reichstagsmandate.

Auf Antrag der Wahlprüfungskommission des Reichstags hat, wie auch an anderer Stelle berichtet wird, am Dienstag das Plenum die Wahl des Abg. Haupt (Soz.) gegen die Stimmen der Sozialdemokraten und die Wahl des Zentrumsabgeordneten Kuckhoff mit 180 gegen 166 Stimmen für ungültig erklärt.

Unser Genosse Haupt wurde im dritten Wahlkreis des Regierungsbezirks Magdeburg gewählt. Er erhielt bei der Hauptwahl 11 992 Stimmen gegen 9870 Stimmen des Konservativen v. Byern und gegen 8291 Stimmen des Fortschrittlers Merten. Bei der Stichwahl erhielt Haupt 15 263, v. Byern 15 256 Stimmen.

Der Abg. Kuckhoff wurde bei der Hauptwahl mit 33 331 Stimmen gewählt. Weiter erhielten Stimmen der Sozialdemokrat Gilsbach 24 203, der Nationalliberale 8500, der Christlich-Soziale 200, der Pole 146.

Die Duellfrage im Bundesrat.

Nach einer Meldung des „Berliner Lokal-Anzeigers" hat der Bundesrat die im vorigen Jahre vom Reichstage beschlossene Resolution zur Duellfrage dem Reichskanzler überwiesen und dazu u. a. bemerkt: „Die erneute Prüfung der Frage, wie der Zweikampf für das Heer und die Marine weiter eingeschränkt werden könnte, hat ergeben, daß die diesbezügliche Kabinettsorder vom 1. Juni 1897 ihren ausgesprochenen Zweck auf Einschränkung und Verminderung von Zweikämpfen erfüllt und segensreich gewirkt hat. Die in Vorbereitung befindliche Revision des Strafgesetzbuches wird Gelegenheit zur Prüfung der Frage bieten, inwieweit durch die strafrechtliche Behandlung der Beleidigung dem Zweikampf vorgebeugt werden kann. Schließlich stellt der Bundesrat fest, daß die Resolution ein Ausnahmegesetz gegen die Angehörigen der bewaffneten Macht und eine nicht zu rechtfertigende Sonderbestrafung wegen eines Vergehens, das auch von Angehörigen aller Stände begangen werde, fordere. Die Dienstentlassung sei eine Ehrenstrafe, die außer dem Verlust der Dienststelle und der Uniform auch den Verlust der Pension und Hinterbliebenenansprüche zur Folge habe. Eine solche Strafe gegen einen Offizier zu verhängen, der aus ideellen Gründen sein Leben für den Schutz seiner angetasteten Ehre einsetze, würde doch eine ungerechtfertigte Härte sein, die mit den Grundsätzen des bürgerlichen und militärischen Strafrechts über die Verwirkung von Ehrenstrafen in Widerspruch stände. Überdies unterliege die Anstellung und Entlassung eines Offiziers verfassungsmäßig der Entscheidung der Krone."

Diese Antwort, die der Bundesrat dem Reichstage in der Duellfrage gegeben hat, überrascht uns nicht. Wird sich der Reichstag nun damit zufriedengeben? Hätte die Reichstagsmehrheit bei der großen Heeresvorlage ihrem Wunsche mehr Nachdruck verliehen, so würde sie heute nicht diese Antwort erhalten haben. Bei den bevorstehenden Etatsdebatten wird sicher noch ein Wörtchen über diese Frage gesprochen werden.

Steuer auf Taschenfeuerzeuge.

Die Zündholzfabrikanten bemühen sich unausgesetzt, eine Besteuerung der mechanischen Taschenfeuerzeuge herbeizuführen. Sie versprechen sich davon eine Steigerung des Absatzes an Zündhölzern. Die mit einer Sondersteuer bedrohte Feuerzeugindustrie setzt ihrerseits natürlich alle Hebel in Bewegung, um diese Steuer zu verhindern und zwar weist man von dieser Seite besonders darauf hin, daß eine der Folgen dieser Sondersteuer die sein müßte, daß Arbeiter entlassen würden.

Das Reichsschatzamt steht der Steuer auf Feuerzeuge nicht absolut ablehnend gegenüber, Geld kann man dort immer gebrauchen, um so mehr, als der Reichstag beschlossen hat, das Gesuch der schwer geschädigten Arbeiter der Zündholzindustrie um Unterstützung dem Reichskanzler zur Berücksichtigung zu überweisen. Mit der neuen Steuer würde das Reichsschatzamt natürlich die Mittel dafür gewinnen; aber dann würden wieder andere Arbeiter brotlos werden, die ebenfalls ein Anrecht darauf hätten, Entschädigung zu verlangen. Die endgültige Stellungnahme des Reichsschatzamtes dürfte bereits in der nächsten Zeit zu erwarten sein.

Die Besserstellung der Altpensionäre.

Eine politische Korrespondenz meldet, die Vorlage zur Besserstellung der Altpensionäre werde dem Reichstag in der zweiten Hälfte des Januar zugehen. Zur Durchführung des Gesetzes seien neue Mittel zu schaffen; hierbei sei die Besteuerung des Totalisators in Aussicht genommen.

Konservativer Vorstoß gegen die Dienstbotenversicherung.

Die konservative Fraktion (Arnstadt und Genossen) hat im Reichstage folgende Interpellation eingebracht:

„Ist dem Herrn Reichskanzler bekannt, daß das am 1. Januar 1914 bevorstehende Inkrafttreten der Bestimmungen über die Krankenversicherung in der Reichsversicherungsordnung, insbesondere die ärztliche Versorgung der Landkrankenkassen und die Versicherung der Dienstboten, auf große praktische Schwierigkeiten stößt, so daß es wünschenswert erscheint, im Interesse aller Beteiligten das Inkrafttreten dieser Bestimmungen noch hinauszuschieben?"

Ein vernichtendes Urteil Bülows über das deutsche Bürgertum.

Im Verlag von Reimar Hobbing in Berlin erscheint ein seit längerer Zeit vorbereitetes dreibändiges Werk über „Deutschland unter Kaiser Wilhelm II." Auf Grund von Aushängebogen, die den bürgerlichen Zeitungen zugingen, uns aber auf Anfrage verweigert wurden, teilen nun die bürgerlichen Zeitungen Auszüge aus dem Werk mit. Danach hat zu dem ersten Bande des Werkes auch Fürst Bülow einen Teil beigetragen. Dieser schreibt über die deutsche Politik:

„Was uns Deutschen politisch fehlt, das ist nicht zu erringen durch Veränderungen auf dem verfassungsrechtlichen Gebiet. In den Parteien, denen vermehrte Rechte zugute kämen, fehlt es ja selbst noch vielfach zu sehr an politischem Urteil, politischer Schulung und Staatsbewußtsein. Noch steht in Deutschland eine große Summe der Gebildeten, denen ja die Führung im Parteileben gebührt, dem politischen Leben gleichgültig, wenn nicht gar ablehnend gegenüber. Sehr kluge und gelehrte Männer betonen oft mit einem gewissen Stolz, daß sie von Politik nichts verstehen und auch nichts wissen wollten. Die Unkenntnis der allerelementarsten Dinge des Staatslebens ist oft erstaunlich. Die Zeiten sind vorüber, in denen es für das Staatswohl nichts ausmachte, ob die Nation etwas von den Gesetzen verstand, die ihr gegeben wurden. Das Geschäft der Gesetzgebung liegt heute nicht mehr allein in den Händen mehr oder minder fach- und sachkundiger Beamter, sondern das Parlament arbeitet mit. Aber die Tätigkeit der Fraktionen vollzieht sich auch in unseren Tagen oft noch kaum anders als die ehemalige reine Beamtentätigkeit: bei vollkommener Verständnis- und Urteilslosigkeit weiter Kreise der Bevölkerung. Bei wirtschaftlichen Fragen ragen sich wohl die Interessengruppen in Landwirtschaft, Handel und Industrie, bei einigen Spezialfragen regen sich die für die speziellen Dinge eigens gegründeten Vereine, aber im allgemeinen läßt man das Diktum der Parlamentarier mit der vollen Passivität des beschränkten Untertanenverstandes über sich ergehen. Wird dann das fertige Werk am Leibe gespürt, so setzt eine herbe Kritik ein, die sich aber auch nur auf den Einzelfall beschränkt, ohne eine Belebung des politischen Verständnisses zur Folge zu haben. Die aktive Anteilnahme am Gange der politischen Geschäfte, die fehlt uns Deutschen, eine Interessiertheit, die nicht gelegentlich des in mehrjährigen Zwischenräumen wiederkehrenden Wahlkampfes erwacht, sondern sich befaßt mit den großen und kleinen Fragen des staatlichen Lebens. Sache der Gebildeten ist es, diese politische Erziehung in die Hand zu nehmen, Sache der geistigen Führer, denen kein Volk so willig folgt wie das deutsche. Die lässige Gleichgültigkeit geistig und ästhetisch empfindsamer Naturen gegenüber dem politischen Leben, die vorzeiten einmal unschädlich war, ist heute nicht mehr am Platze. Die Gegenwart, die voll ist von ernsten und großen politischen Aufgaben, die in den Parlamenten eine Teilnahme des Volkes an den Statsgeschäften geschaffen hat, braucht ein politisches Geschlecht. Und Regierungspflicht in dieser Gegenwart ist es nicht, dem Parlament neue Rechte zu schaffen, sondern die politische Teilnahme des Volkes in allen seinen Schichten zu wecken durch eine lebendige, national entschlossene, in ihren Zielen große, in ihren Mitteln energische Politik. Die Kritik, die jede Politik, die nicht farblos ist, auslösen muß, ist kein Schade, wenn auf der anderen Seite positives Interesse geweckt wird. Das Schlimmste im politischen Leben ist die Erstarrung, die allgemeine schwüle Windstille."

Fürst Bülow, der seine Pappenheimer kennt und hier wohl aus Erfahrung spricht, mißt also dem deutschen Bürgertum nicht viel politisches Verständnis zu. Die deutsche Arbeiterschaft trifft dieses Urteil Bülows jedoch nicht; sie ist politisch geschult und beteiligt sich dementsprechend am politischen Leben. Aber das nach Ansicht Bülows politisch so rückständige Bürgertum scheut sich im ganzen genommen nicht, die politisch regsame Arbeiterschaft nach Möglichkeit vom politischen Leben abzuhalten und ihr Vordringen zu unterbinden. Bülows Urteil läßt auch einen Schluß zu auf den Wert des Patriotismus, mit dem sich das deutsche Bürgertum bei jeder Gelegenheit so gern brüstet.

Steigerung der Getreideausfuhr.

Während die Junker mit heißem Bemühen für die Aufrechterhaltung der Schutzzollmauern sich ins Zeug legen, angeblich, damit der inländische Produzent gegen verderbliche Konkurrenz geschützt bleibt, wird aus Deutschland massenhaft Getreide ins Ausland geschafft. Und was das ganz Eigenartige dabei ist: das geschieht, obwohl das Getreide im Auslande billiger ist als in Deutschland! Das bekannte aufreizende Einfuhrscheinsystem erklärt das Rätsel. Weil auf ausgeführtes Getreide aus der Reichskasse Ausfuhrprämien in Höhe der betreffenden Zollsätze gezahlt werden, kann man aus Deutschland Getreide nach Frankreich, Rußland usw. bringen, selbst dann noch, wenn dort der Preis um 30 Mark und mehr pro Tonne niedriger ist als bei uns. Nachstehende Aufstellung beweist das. Es sei dazu bemerkt, daß von den Auslandsmärkten mit mehrfachen Notierungen nur immer die höchste und die niedrigste Notierung eingestellt worden ist. Die Notierungen im Oktober dss. Js. ergaben folgende Durchschnittspreise für eine Tonne (in Mark):

	Weizen:	Roggen:
Berlin	185,73	158,03
Budapest	181,70	138,63
Odessa	131,99	102,28
Riga	139,33	126,64
Amsterdam	155,77 (149,79)	125,18 (121,16)
Antwerpen	158,49 (150,85)	—
Paris	209,87	—
London	153,96 (144,63)	—
Liverpool	167,77 (152,78)	—

Da die Ausfuhrprämie auf Weizen 55 ausmacht, auf Roggen 50 Mark, kann man, wie sich leicht ausrechnen läßt, nach fast allen Auslandmärkten mit Gewinn Getreide aus Deutschland bringen. Das geschieht denn auch. Es sind z. B. allein im Oktober dss. Js. ausgeführt worden, in dz:

	Weizen:	Roggen:
Belgien	58 669	111 048
Dänemark	81 421	214 373
Frankreich	251 320	49 326
Niederland	84 567	131 549
Rußland	42 517	334 121

Insgesamt sind im Oktober 1 207 620 dz Roggen und 562 550 dz Weizen ausgeführt worden. In den letzten Wochen hat die Ausfuhr noch eine Steigerung erfahren. In der Zeit vom 1. August bis 20. November der beiden letzten Jahre wurde nämlich ausgeführt in dz:

	1912:	1913:
Roggen	3 298 963	3 875 248
Weizen	1 091 013	1 866 101
Roggenmehl	644 130	767 603
Weizenmehl	583 846	622 836

Es zeigen sich durchweg beträchtliche Steigerungen. Die Ausfuhr kostet dem deutschen Volke viele Millionen. Sie werden geopfert aus der Tasche der Konsumenten, damit die Inlandspreise für Getreide auf einer den Junkern angenehme Höhe gehalten werden. Das Volk muß seine Bewucherung noch extra bezahlen, aber Arbeitslose finden zugeknöpfte Taschen. Das nennt man bei uns: nationale Wirtschaftspolitik!

Österreich Ungarn.

Der Raub der zweijährigen Dienstzeit in Oesterreich. Vor zwei Jahren hat das Parlament die zweijährige Dienstzeit beschlossen und sich durch das Zugeständnis ihrer Einführung bewegen lassen, das jährliche Rekrutenkontingent um 77 000 Mann zu erhöhen. Jetzt wurde in der Delegation von unserem Genossen Leuthner festgestellt, daß die zweijährige Dienstzeit von der Heeresverwaltung einfach konfisziert wurde, indem man die zu entlassenden Soldaten zurückbehalten hat, um mit ihnen die Deckungstruppen an den Grenzen auf diejenige Höhe zu bringen, zu deren dauernder Festhaltung man jetzt abermals eine Erhöhung des Truppenstandes um über 30 000 Mann verlangt. Die bürgerlichen Parteien scheinen sich auch diesen unerhörten Volksbetrug ruhig gefallen lassen zu wollen.

Frankreich.

Kabinettswechsel. Das Ministerium Barthou hat demissioniert, nachdem es in der Kammer in der Steuerfrage unterlegen ist. Die Abstimmung über die Steuerfreiheit der Rentner, sowie die bei dieser Gelegenheit gestellte Vertrauensfrage wurde mit 290 gegen 265 Stimmen abgelehnt.

Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Mittwoch, 3. Dezember.

Der Sozialdemokratische Verein hielt gestern abend im Gewerkschaftshaus seine Mitgliederversammlung ab. Zunächst wurde das Andenken der verstorbenen Genossen Straßer, Hellwich, Wasmund, Gipp, Berntmb und Groth in der üblichen Weise geehrt. Dann wurde auf Antrag des Vorstandes beschlossen, auch in diesem Jahre wieder eine Silvesterfeier im Gewerkschaftshause zu veranstalten. Mit den Vorarbeiten wurde ein 9gliedriges Komitee betraut. Hierauf hielt die Genossin Schlomer einen interessanten mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag über den Zusammenbruch der Junkerherrschaft 1806. Die Referentin schilderte in beredten Worten die wirtschaftliche und politische Abhängigkeit und Rechtlosigkeit der Bauern vor den Katastrophen von Jena und Auerstädt. Sie hob weiter die Bevorrechtung des Adels hervor, der sich zwar nicht durch Tüchtigkeit auszeichnete, aber die militärische Macht in Händen hatte, der sich auch das Bürgertum fügen mußte. Die Vorgänge in Zabern, die wir jetzt miterleben, erinnern an jene Zeit. Dabei wurden die Soldaten, die teils zum Dienst geworben, teils dazu gepreßt wurden, schlecht ernährt, schlecht gekleidet und schlecht behandelt. Einem solchen Heere, das von unfähigen Leuten geführt wurde, traten die vom Geist der großen französischen Revolution beherrschten freien Bürger Frankreichs unter Napoleons Fahnen kämpfend gegenüber. Da war es denn auch kein Wunder, wenn der Zusammenbruch der Junkerherrschaft erfolgte, der sich in der kampflosen Übergabe starker Festungen noch vervollständigte. Die Junker, die Feinde der Kultur und des Fortschritts unterlagen 1806; sie haben es aber verstanden, die Macht später wieder an sich zu reißen. Es gilt für das aufstrebende Proletariat, die Junkerherrschaft endgültig zu zertrümmern. — Die vom Vorstand beantragte Anschaffung einer Kartothek für das Parteisekretariat, die etwa 400 Mk. kosten wird, fand die einmütige Billigung der Versammlung. Beim Tagesordnungspunkte „Verschiedenes" ersuchte Genosse Bromme, daß die Besteller von Parteitagsprotokollen, soweit das bisher nicht geschehen sei, diese endlich abholen möchten.

Ueber den gegenwärtigen Stand der Krebsforschung lautete das Thema, das Herr Dr. med. Gans aus Hamburg auf dem letzten Vortragsabend des hiesigen Naturheilvereins behandelte. Es sei davon berichtet: Das Interesse, das in der breiten Oeffentlichkeit bei großen Fragen auftaucht, ist

mit einem kleinen Oellämpchen zu vergleichen. Macht sich ein Zug bemerkbar, so flackert es stärker auf. Auch bei der Entdeckung angeblich heilbringender Mittel regt sich das Interesse. Man braucht nur zu denken an das Tuberkulin, an das Serum von Behring, an die Quecksilberkuren und deren Ablösung durch das Ehrlichsche Salvarsan, ferner an die Röntgenstrahlen, das Radium und neuerdings das Mesothorium. Zwei Richtungen zeigen sich, eine, die dem Neuen zujubelt, die andere, die es bekämpft. — Was ist nun Krebs? Diese Bezeichnung stammt ohne Zweifel aus dem Volke. Man stellte sich derzeit ein Tier vor, welches im menschlichen Körper eine zerfressende Wirkung ausübt. Von der Wissenschaft übernommen, wurde ihm erst eine Bezeichnung beigelegt, die den anatomischen Veränderungen entsprach. Unter Krebs verstehen wir Neubildungen, von denen es gutartige und bösartige gibt. Erstere, nicht unausgesetzt wachsend, unterscheiden sich von den letzteren dadurch, daß diese solange Zellen erzeugen, bis alle Organe zerstört sind. Unter dem Mikroskop betrachtet, zeigt die leichtere Art einen platten- oder säulenartigen Aufbau, die schwere eine Zapfenbildung, die durch schlauchartige Verschiebung in die gesunden Organe hineinwuchert. Verschiedene Thesen wurden abwechselnd aufgestellt. Man sprach von einer Verschlechterung der Säfte im Körper, von Krebserzeugung durch Druck und Stoß, bis schließlich die Gedanken der Wissenschaft auf die Vererbung gelenkt wurden. Bald zählte man Krebs auch zu den Infektionskrankheiten. Kann man das Eindringen in den Körper bei der Diphtherie auf der Mandel, bei Lues an den Zeugungsorganen erkennen, so kann man bei Krebs die Eingangspforten oft vergeblich suchen. Schwer sind auch die Ursachen der Krankheit zu ergründen. Wir erwähnten die Vererbung, aber sehr wichtig ist auch die Diätetik. Der Gärungszustand bei der Nahrungsaufnahme gibt zu Bedenken Anlaß. Wie ist der Krebs auszurotten? Operationen, eingehend behandelt unter Anwendung der Röntgenstrahlen und bester mikroskopischer Untersuchung, haben trotzdem ein Wiederauftauchen des Krebses gezeitigt. Jetzt haben wir das Radium oder verbessert das Mesothorium bekommen, das ja auch den Minderbemittelten zugute kommen soll. Indes bleibt abzuwarten, welche Heilkraft es zeitigen wird. Eine sichere Grundlage haben wir nicht. Eine ganze Anzahl Aerzte steht auch dieser neuen Entdeckung skeptisch gegenüber. Es dürfte sich wohl noch eine andere Kraft finden lassen, die ihren günstigen Einfluß auf den Menschen geltend macht. — Vor allem muß die Aufklärungsarbeit einsetzen, um Menschen — die krankhaft veranlagt — vor gegenseitiger Verbindung zu warnen, um so einer Vererbung, auch des Krebses, vorzubeugen. — Die sehr gut besuchte Versammlung nahm den Vortrag, dem man aufmerksam lauschte, beifällig auf.

Im Kampf um die Sonntagsruhe im Handelsgewerbe. In allernächster Zeit wird sich der Reichstag mit einem Gesetzentwurf befassen, der den Handelsangestellten auf dem Wege zur völligen Sonntagsruhe einen Schritt entgegenkommen soll. Wie sich unsere hochweise Regierung diesen sozialpolitischen Fortschritt denkt, ist von der sozialdemokratischen Presse oft hervorgehoben worden. Selbst dem bescheidensten Handlungsgehilfen muß beim Betrachten dieses Gesetzentwurfs die Erkenntnis kommen, daß durch das vorgesehene Verbesserungsmittel an dem bisherigen Zustand rein gar nichts geändert wird. Die Handlungsgehilfen, soweit sie organisiert sind, wehren sich denn auch und kämpfen gegen dieses Monstrum an. Die deutsch-nationalen Handlungsgehilfen beriefen zu Dienstag abend im Fünfhausen eine Versammlung ein, in der Herr Miltzow aus Kiel die Vorlage unter die Lupe nahm und mit treffenden Worten kritisierte, sie als eine Verhöhnung der Handelsangestellten bezeichnete und als ein Weihnachtsgeschenk, das die Handlungsgehilfen schlankweg ablehnten. Genosse Stelling stimmte der Kritik des Vorredners bis auf wenige Punkte zu. Er bezeichnete die völlige Sonntagsruhe für die Handelsangestellten ebenso notwendig wie für die übrigen Erwerbsstände und wies den Weg, den die Handlungsgehilfen zu gehen hätten, wenn sie Erfolg in ihrem Kampfe gegen diese und für eine bessere Vorlage haben wollten. Das gemeinsame Interesse der Beteiligten müsse auch zu gemeinsamem Zusammengehen bei dieser hochwichtigen Frage führen. Stellings mit großem Beifall aufgenommenen Ausführungen lockten auch Herrn Julius Klein auf den Plan, dem es sichtlich unangenehm war, daß Genosse Stelling den Versammelten den Lauf der Bürgerschaftsverhandlungen über die Eingabe der Handlungsgehilfen auseinandersetzte und das lebhafte Eintreten der sozialdemokratischen Bürgerschaftsfraktion für diese Eingabe, die sonst das Schicksal des Unter-den-Tisch-Fallens gehabt hätte. Stellings einzig richtigen Standpunkt in der gestrigen Versammlung glaubte Herr Klein dadurch abschwächen zu können, daß er das beiläufige Hervorheben bei den Wahlen zum Reichstag als nicht zur Sache gehörig bezeichnete. Unangenehm ist's natürlich gewissen Leuten, wenn die interessierten Kreise darauf hingewiesen werden, daß für die Durchführung eingreifender sozialpolitischer Aufgaben letzten Endes nur die Sozialdemokratie zu haben ist. Das mußte Genosse Stelling gestern auch Herrn Klein noch einmal plausibel machen, indem er betonte, daß die Sozialdemokratie für alle Minderbemittelten eintrete, und zu diesen zählten auch die Handlungsgehilfen. Der Referent, der die Kurzsichtigkeit der Lübecker Bürgerschaftsmehrheit scharf hervorhob, lehnte allerdings ein gemeinsames Vorgehen der hiesigen Handlungsgehilfen ab. Eine Resolution gegen diese Reichsgesetzvorlage, die u. a. den orthodox-jüdischen Geschäftsinhabern eine bevorzugte Sonderstellung einräumt, fand keinen Widerspruch.

h. **Schöffengericht** am 2. Dezember. „Wollen Sie mich bemustern!" Mit dieser Perle deutscher Stilkunst trat der Kaufmann H. einer Berliner Firma näher, die ihr Kartenlager so schnell wie möglich räumen wollte. Sie verkaufte natürlich unter Selbstkosten, nur um den Kram los zu werden. Auf ein solches Angebot fiel der wegen Betruges Angeklagte herein. Zwar war ihm die Berliner Firma ebensowenig bekannt wie dieser das Großgeschäft H.s, der der inserierenden Berlinerin schrieb, daß er ohne seine Provinzkundschaft mit 300 Geschäften am Orte in Verbindung stehe und nur gegen Kasse kaufe. Die Berliner Firma „bemusterte" H., doch schickte sie dem Besteller einen Postauftrag voraus. Dieser wurde nicht angenommen, wohl aber das nachfolgende Paket, das aus Versehen zur rückhaltlosen Abgabe versandt worden war. Statt der 44 Mk. sandte H. Briefe und Karten ohne Zahl nach der Stadt der ganzen geistigen Intelligenz — in der es übrigens auch Kaufleute gibt, die in der deutschen Sprache auf dem Kriegsfuße stehen — und forderte einen Preisabschlag. Die Einkaufspreise der Berliner Firma seien seine Verkaufspreise. Die Lieferantin gab 40 Prozent, um wenigstens etwas zu bekommen. Damit war H. nicht zufrieden. Er sagte sich, kaufmännisch richtig ist, so billig wie möglich einzukaufen. Wer so viel bietet, bietet noch mehr. Auch H. bot noch mehr, er übertrug die Berliner Forderung auf einen Zweiten. Damit war die Lieferantin nicht zufrieden und verklagte den Lübecker Kartengroßhändler wegen Betruges. Das Gericht konnte ein betrügerisches Vergehen des Angeklagten von vornherein nicht erblicken und sprach ihn kostenlos frei.

Die Schaffung eines Arbeitsnachweises für das Buchdruckgewerbe in Mecklenburg mit dem Sitz in Schwerin wurde im Prinzip von dem Bezirk II des Kreises X des deutschen Buchdruckervereins (Prinzipale) in seiner in Lübeck am Sonntag abgehaltenen Versammlung beschlossen. Provisorischer Arbeitsnachweisverwalter wird Buchdruckereibesitzer Herberger jun. in Schwerin. Damit dürfte eine Forderung Erfüllung finden, die von den Buchdruckergehilfen in Mecklenburg und Lübeck wiederholt gestellt worden ist. Weiter wurde eine Kommission eingesetzt, die die vorbereitenden Schritte für die Errichtung eines Tarifschiedsgerichts in Mecklenburg zu tun hat. Bisher erstreckte sich die Wirkung des Lübecker Tarifschiedsgerichts auch auf Mecklenburg, was zu mancherlei Unzuträglichkeiten geführt hat.

Gefundene Gegenstände. Im Monat November d. J. sind beim Polizeiamt als gefunden eingeliefert bezw. angezeigt und nicht wieder abgefordert: Mehrere Portemonnaies mit Inhalt, sowie lose Geldbeträge, 2 goldene Trauringe, 2 goldene Herren-Siegelringe, 1 goldenes und 2 silberne Armbänder, 3 silb. Damenuhren, 2 Halsketten, mehrere Broschen, 2 Korallenketten, 1 Kneifer, 1 Brille, 1 Paddelboot, 1 Jagdstuhl, 1 Rucksack, 2 Spazierstöcke, 3 Schirme, 1 Damen-Pelzkragen, 1 Hutschachtel, 2 Damengürtel, 1 Schleier, 1 Schwamm, mehrere wollene Strümpfe, 1 Schirmmütze, 2 Kindermützen, 1 Ölrock, 1 Sack mit Packwolle, 1 eiserne Gartenpforte, 1 Pompadour und 3 Handtaschen mit Inhalt, sowie ein hellbrauner Jagdhund.

Vorträge der Oberschulbehörde. Der 4. Vortrag des Herrn Direktor Hempel über das Leben Jesu findet Freitag, den 5. Dezember 8½ Uhr in der Aula der Ernestinenschule statt. Auf Wunsch mehrerer Teilnehmer wird der Vortrag Sonnabend, den 6. Dezember um 5 Uhr in der Ernestinenschule wiederholt werden.

pb. **Diebstähle.** In der Nacht vom 28. zum 29. vor. Mts. sind aus einem verschlossenen Keller eines an der Elswigstraße belegenen Hauses etwa 300 Pfund Kartoffeln, zwei Gläser mit eingemachten Kirschen und eine Flasche Himbeersaft abhanden gekommen und vermutlich gestohlen worden. — Am Sonnabend, dem 29. vor. Mts., nachmittags in der Zeit von 4 bis 8 Uhr, sind aus einem Jackett, welches an einem Güterschuppen an der Untertrave hing, folgende Legitimationspapiere abhanden gekommen: 1 Invaliditätsquittungskarte, 1 Landsturmschein, 1 Arbeitsbescheinigung und 2 Hamburger Pfandscheine, lautend auf: Arbeiter Heinrich Adolf Johannes Böttcher, geb. am 2. Dezember 1889 in Lübeck.

pb. **Herrenloses Fahrrad.** Am 29. vor. Mts. ist auf einer Koppel am Weg von Malkendorf nach Kurau ein kettenloses Fahrrad mit Kammrädern und dem Namen „Störtzner Lübeck" gefunden worden. Das Rad dürfte aus einem Diebstahl herrühren, da augenscheinlich die Erkennungsnummern gewaltsam entfernt worden sind. Der rechtmäßige Eigentümer wird ersucht, sich beim Polizeiamt in Lübeck zu melden.

Warnung vor holländischen Schwindelfirmen. Die holländische Regierung läßt eine Warnung ergehen vor nachstehenden Firmen. Es werden bezeichnet als Schwindel-Firmen: Chemische Produkten-Industrie Rhenania, Carbonit-Export, Peralia-Export, Velodurin-Export. Diese Firmen, sogenannte Fabriken, werden betrieben durch W. E. A. H. Lamberty, mit Mitwirken von C. van der Blom, und wird vor einer Verbindung mit diesen dringend gewarnt.

Die Zweigstelle St. Lorenz der Oeffentlichen Bücherhalle Kirchenstraße 7, Konfirmandensaal, die am 1. November d. J. eröffnet wurde, hatte bereits im ersten Monat ihres Bestehens eine recht befriedigende Benutzung zu verzeichnen, die sich von Abend zu Abend hob, ein Beweis, daß die neue Einrichtung in immer weiteren Kreisen der Vorstadt bekannt und geschätzt wird. Die Bücherausgabe findet, wie bekannt, an jedem Mittwoch und Sonnabend von 6 bis 8 Uhr statt. An acht Ausleihabenden im November wurden im ganzen 161 Bände entliehen, darunter erfreulicherweise nicht nur unterhaltende Bücher, sondern auch Werke der Erdkunde und Geschichte, der Naturkunde und Technik fanden eifrige Leser.

Neues Stadttheater. Man schreibt uns: Zum Gastspiel Carl William Büllers am Sonnabend im „Registrator auf Reisen" wird es interessieren, daß der bekannte Bühnenschriftsteller v. Moser an Büller schrieb: „Ich will Ihnen unumwunden erklären, daß Sie der beste „Registrator" gewesen sind, den ich bisher gesehen habe, — und ich habe viele gesehen."

Hamburg. Mordversuch und Selbstmord. Gestern morgen 2½ Uhr begab sich der in einem Logirhaus an der Reeperbahn wohnende 31jährige Werftarbeiter Bernhard Blankenburg in die Wohnung einer Witwe K. in der Hopfenstraße Nr. 27, 3. Stock, überfiel diese nach kurzem Wortwechsel und richtete, nachdem er sie zuerst am Hals gewürgt hatte, eine Browning-Pistole gegen ihre Stirn mit den Worten: „Jetzt sollst Du sterben!". B. drückte die mit vier scharfen Partonen geladene Waffe ab, doch versagte sie; die K. riß sich los und flüchtete auf die Straße, um einen Schutzmann herbeizuholen. Beim Erscheinen des Beamten sprang der bis dahin am Fenster stehende Blankenburg aus dem Fenster auf die Straße. Er wurde noch lebend aufgehoben und ins Hafenkrankenhaus transportiert, wo er aber bald starb. Den Grund der Tat bildet die Lösung des früher zwischen beiden bestehenden Liebesverhältnisses seitens der Witwe. — Die minderwertigen Geldrollen. Die hamburgische Steuerbehörde ist auf bis jetzt unaufgeklärte Weise um 2000 Mark betrogen worden. Als gestern bei der hiesigen Finanzdeputation zwei Säcke mit Geldrollen geprüft wurden, stellte es sich heraus, daß in zwei Rollen, die 20-Mark-Stücke enthalten sollten, 10-Pfennig-Stücke waren. Das Geld ist von einem Unbekannten bei einer Zollkasse eingezahlt, von dieser an die Finanzdeputation abgeführt worden. Von dem Täter hat man noch keine Spur.

Hamburg. Das geistliche Gericht über Pastor Heydorn. Das geistliche Ministerium (die Kollegialbehörde der Hamburger Geistlichkeit) hat am Montag über den ketzerischer Ansichten und Handlungen beschuldigten Pastor Heydorn von St. Katharinen zu Gericht gesessen. Der Sünder selbst war nicht erschienen. (Er hat in einem liberalen Blatt die Meinung vertreten, daß er sich in seine Herzensangelegenheiten nicht hineinreden lasse.) Darum mußte das Gericht ohne ihn tagen. Es verhängte über den abwesenden Angeklagten folgendes Urteil:

Auf die drei dem Ministerium vom Hochwürdigen Kirchenrat überwiesenen Beschwerden gegen Herrn Pastor Heydorn hat dasselbe nach stattgehabter Verhandlung einstimmig beschlossen wie folgt:

1. Der bei Gelegenheit von Bebels Tod in dem Blatt „Allerhand Gedanken und Nachrichten für Süd-Hammerbrook Nr. 2" erschienene Artikel hat zur Beschwerde wohl nur deshalb Anlaß gegeben, weil man ihn religiös mißverstanden hat. Bebel wird nicht Christus gleichgestellt, sondern es wird nur gesagt, daß er dem Volk als ein Prophet der Erlösung aus materieller und geistiger Not erschienen sei. Ohne die politische und soziale Stellung des Verfassers unserm Urteil zu unterwerfen, müssen wir doch die Nebeneinanderstellung für leicht irreführend erklären. Aber einen Grund zu disziplinarischem Einschreiten können wir darin nicht finden.

2. Aehnliches gilt von dem in dem gleichen Blatt enthaltenen Artikel über die Konfirmation, der ebenso ungeschichtlich und oberflächlich wie nach mancher Seite hin irreführend und verletzend ist, aber zu einem disziplinarischen Einschreiten keinen vollen Anlaß bietet.

3. Die schwersten Bedenken erweckt Pastor Heydorns Mitgliedschaft im Monistenbund. Bei der offenkundigen kirchenfeindlichen Haltung des Monistenbundes ist es unvereinbar mit den Pflichten eines Pastors der evangelischen Kirche, Mitglied desselben zu sein. Ausgeschlossen ist es aber vollends, daß er im Auftrage der Kirche christlichen Konfirmationsunterricht erteilt und zugleich im Auftrag des Monistenbundes ethisch-monistischen Unterricht gibt, und daß er neben den kirchlichen Amtshandlungen sich zu Ersatzfeiern für Taufe und Trauung bereit erklärt.

Aus diesen Erwägungen heraus fordert das Ministerium Herrn Pastor Heydorn auf, aus dem Monistenbunde auszutreten und jede Tätigkeit im Auftrage desselben einzustellen.

Zugleich erteilt das Ministerium Herrn Pastor Heydorn eine Rüge, weil er seiner Pflicht, vor dem Ministerium zu erscheinen, trotz der ausdrücklichen Aufforderung des Seniors nicht nachgekommen ist.

Den orthodoxen Kirchenfrommen wird dieses Urteil viel zu christlich milde sein. Aber das geistliche Ministerium kennt anscheinend sehr genau die Grenzen seiner Macht; es weiß, daß die Zeit der Scheiterhaufen ,auch der nur bildlichen, vorüber ist. Ueberdies ruht die eigentliche Disziplinargewalt beim Kirchenrat, von dessen Entscheidung es also abhängt, was mit Pastor Heydorn geschehen soll, wenn er weiter seine eigenen Wege geht.

Itzehoe. Der beleidigte Bürgermeister. Die Strafkammer beim Amtsgericht Itzehoe hat am 28. Mai dieses Jahres den Telegraphenarbeiter Martin Clauser wegen Beleidigung des Bürgermeisters L. in Hehldorf zu 150 Mark Geldstrafe verurteilt. Der Angeklagte hatte anderen Personen gegenüber behauptet, der Bürgermeister habe sich, als er bereits Bürgermeister und ein verheirateter Mann war, vor etwa vier Jahren an einem Sommernachmittag mit einem 19jährigen Mädchen getroffen gehabt, sei mit ihm in den Wald gegangen und habe es dort zu unsittlichen Zwecken gebraucht. Da der Bürgermeister aber ein derartiges Vorkommnis unter Eid in Abrede stellte, hat das Gericht den Angeklagten einer üblen Nachrede, eines Vergehens gegen § 186 des Strafgesetzbuchs für schuldig befunden. Gegen das Urteil hatte der Angeklagte Revision eingelegt. Er rügte, daß sein Antrag auf Vernehmung weiterer Zeugen, und zwar Leumundszeugen, die über das sonstige Sexualleben des Bürgermeisters Bekundungen hätten machen können, zu Unrecht abgelehnt worden sei. Das Reichsgericht hob am Montag das Urteil auf — und verwies die Sache an die Vorinstanz, und zwar an das Landgericht Altona.

Theater und Musik.

Neues Stadttheater. Der Freischütz,' romantische Oper von Weber. Die gestrige Aufführung dieser stets gern gehörten Oper stand vorwiegend unter dem bekannten günstigen Stern, was besonders der sorgsamen, gleichermaßen von Pietät für Weber und Liebe zu dessen Musik zeugenden Leitung des Herrn Kapellmeisters Pfeiffer zu danken ist. Herr Schöffel sang den Max sehr schön. Bei Tenor-Helden scheinen heutzutage die Barthaare schlecht zu gedeihen. Deshalb zeigen in letzter Zeit Siegfried, Lohengrin, Tannhäuser, Thaller, Max und wie sie alle heißen, immer das gleiche bartlose Gesicht. Vielleicht gibt es Leute, die dies ewige Gesichtseinerlei für richtig halten; wir nicht. Den Kaspar gab Herr Schubert zwar mit rauhem Ton, aber doch sonst nicht gerade sehr dämonisch. Schlicht und sympathisch wurde die Agathe von Frl. Lambach wiedergegeben. Frau Vogel-Mack war ein ganz nettes Ännchen mit einer gewissen soubrettenhaften Koketterie. Die Herren Schuster (Kuno), de Garmo (Eremit), Vogel (Ottokar) und Lange (Kilian) vervollständigten das Ensemble in wirksamer Weise. Auch die Chöre taten, soweit wir sie hörten, ihre Schuldigkeit. Die Aufnahme der Vorstellung war denn auch sehr beifällig.

P. L.

Oldenburger Landtag.

h. Die 2. Plenarsitzung fand am 1. Dezember mit 18 Tagesordnungspunkten statt, wovon folgende Sachen Erwähnung verdienen. Zwischen der freien Hansestadt Lübeck und dem Fürstentum Lübeck besteht ein Staatsvertrag über ein gemeinschaftliches Landgericht, wonach die Stadt Lübeck für diejenigen Strafsachen, in denen das Landgericht Lübeck tätig wird, die Vollstreckung der Untersuchungs- und Strafhaft für Oldenburg gegen eine Vergütung übernimmt, die bisher 90 Pfg. pro Tag betrug. Diese Vergütung wird auf 1,25 Mk. festgesetzt und vertraglich geregelt.

Von Bedeutung waren die Beschlüsse in Sachen der Schaffung eines Gesetzes für die Bildung von Zweckverbänden für Gemeinden des Großherzogtums. In der Regierungsvorlage war vorgesehen, daß einmal der Amtshauptmann gesetzlicher Vorsitzender sein soll, daß ferner für den Beigeordneten die Regierung sich die Bestätigung vorbehält. Das Recht der Bestätigung besteht schon jetzt in der Gemeindeordnung, kommt natürlich nur gegen die Sozialdemokratie zur Anwendung. Die Mehrheit des Landtags strich die Bestimmung über das Bestätigungsrecht aus dem Gesetz hinaus und bestimmte ferner, daß der Ausschuß eines Zweckverbandes den Vorsitzenden sich selbst wählt.

Eine Gesetzesvorlage, welche die Anstellung eines Hilfsarbeiters bei der Staatsanwaltschaft in Oldenburg betrifft, wurde abgelehnt als Demonstration gegen den ersten Staatsanwalt, von welchem der Ausschuß annahm, daß er seine Arbeitskraft nicht in vollem Maße dem Staate widmet.

Erwähnung verdient der Beschluß über Anstellung eines weiteren Oberlehrers an der Navigationsschule in Elsfleth und die damit in Zusammenhang stehende Erweiterung der Lehrkurse; ferner ein Beschluß, der auf Errichtung eines Notariats abzielt.

Angenommen wurde eine Petition des Verbandes der Gastwirtsgehilfen um Ausdehnuug der Bundesratsverordnung betr. Mindestruhepausen auch für das ungelernte Personal.

Verantwortlich für die Rubrik „Lübeck und Nachbargebiete" und die mit P. L. gezeichneten Artikel: Paul Löwigt, für den gesamten übrigen Inhalt Johannes Stelling. Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer & Co. Sämtlich in Lübeck.

Inserate finden durch den „Lübecker Volksboten" in den Kreisen des werktätigen Volkes weite Verbreitung und größte Beachtung. Wer auf Erfolg rechnet, inseriere im „Lübecker Volksboten"

Sektions-Versammlung
der
Hausdiener, Fensterputzer, Austräger und Austrägerinnen
am Donnerstag, 4. Dezember
abends 8½ Uhr
im „Gewerkschaftshaus“
Johannisstraße 50—52.

Tages-Ordnung:
1. Wie steht es mit der Sonntagsruhe?
2. Verschiedenes.

Zahlreiches Erscheinen der Kollegen und Kolleginnen erwartet.
9057) **Der Vorstand.**

Carl Folkers Möbelmagazin
25 Marlesgrube 25.
Vollst. Wohnungseinrichtungen.
Selbstgefertigte Arbeiten.
Größte Auswahl.
1) Billigste Preise.
Weitgehendste Garantie.
Zimmereinricht. stets vorrätig.
Lieferung frei Haus
auf eigenem Möbelwagen.
: Teilzahlung gestattet :
Bei Barzahlung Rabatt.
Gebe rote Lubeca-Rabattmarken.

Glasscheiben aller Art billigst, Kitt, Draht, Diamanten etc.
Oscar Tauchnitz, Fensterglas-Handlung,
Hüxtertor-Allee 13. Fernspr. 808.

Gelegenheitskauf
wegen Rückgang einer Verlobung ist das bestellte Mobiliar sofort bedeutend unter Preis zu verkaufen.
8631) **Lager Wahmstr. 83.**

Rechnungs-Formulare
werden hergestellt in der
Buchdruckerei des Lüb. Volksboten.

Elegante Herren-**Anzüge**

Winter-Paletots Ulster

Joppen Hosen

Leinen- u. Normal-**Wäsche**

Flanell-Hemden und Hosen

Wollwesten Arbeiter-Garderobe

Knaben- u. Mädchen-**Konfektion**

Stiefel für Damen u. Herren

Teppiche in großer Auswahl!

Verkauf
auch auf
Teil-zahlung
in kleinen wöchentlichen od. monatlichen
Raten.

Komplette **Federbetten**

Moderne **Kostüme**

Mäntel

Blusen u. Röcke

Kleiderstoffe

Pelz-Boas u. Garnituren

Bett-Inletts u. Bett-Wäsche

Gardinen u. Rouleaus

Schirme für Damen u. Herren

9045

Kaufhaus
Siegfried Ittmann
33 I. Etage Breite Straße 33 I. Etage.

9043

Der Wildschütz
Oper in 3 Akten von Lortzing.
Textbücher à 20 Pfg.
sind bei uns zu haben.
Friedr. Meyer & Co.
Buchhandlung. Johannisstr. 46.

Konsum-Verein
für Lübeck und Umgegend
e. G. m. b. H.

General-Versammlung
am Donnerstag, d. 11. Dezember
abends 8½ Uhr
im Gewerkschaftshaus, Johannisstraße 50-52.

Tagesordnung:
1. Jahresberichte.
2. Genehmigung der Bilanz und Entlastung des Vorstandes.
3. Beschlußfassung über die Verteilung der Erübrigung.
4. Wahl zum Aufsichtsrat nach § 17 des Statuts.
5. Wahl zum Genossenschaftsrat nach § 29 des Statuts.
6. Festsetzung des Höchstbetrages der aufzunehmenden Anleihe und Spareinlagen.
7. Antrag auf Änderung der §§ 2 und 5 des Statuts.

Eintritt nur gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte oder der Quittung über abgelieferte Marken.

Der Aufsichtsrat:
Robert Waldburger, Vorsitzender.

Die Bilanz liegt vom Donnerstag, d. 4. Dezember ab in den Warenabgabestellen unserer Genossenschaft zur Einsicht der Genossen aus.

Die Geschäftsberichte werden spätestens ab Montag, den 10. Dezember in den Abgabestellen verabfolgt.

9061) **Der Vorstand.**

Konzerthaus Fünfhausen.
Heute Mittwoch: **Grosses Tanzkränzchen.**
Freitag: **Tanzkränzchen.** (9062

Achtung! Gastwirtsgehilfen.
Die Mitgliederversammlung am Mittwoch, dem 3. Dezember fällt aus und findet statt am Mittwoch, dem 10. Dezember.
9055) **Der Vorstand.**

Zentralverband der
Zimmerer!
Zahlstelle Lübeck.

Mitglieder-Versammlung
am Donnerstag, 4. Dezember
abends 8½ Uhr
im „Gewerkschaftshaus“
Johannisstr. 50—52.

Tagesordnung:
1. Bericht der Kommission betreffs Unterstützung der arbeitslosen Kameraden zu Weihnachten.
2. Winterbeitrag.
3. Innere Verbandsangelegenheit.

Um zahlreiches Erscheinen ersucht
9056) **Der Vorstand.**

Arbeiter-Radfahrer-Bund Solidarität
Ortsgruppe Lübeck.

Versammlung
am Donnerstag, 4. Dezember
abends 8½ Uhr
im „Gewerkschaftshaus“
Johannisstraße 50—52.
9059 **Der Vorstand.**

Zentral-Verband der
Handlungsgehilfen.
Bezirk Lübeck.

Mitglieder-Versammlung
am Donnerstag, 4. Dezember
abends 9 Uhr
im Lokale G. Ehlers, Hüxstr. 110.

Tages-Ordnung:
1. Kassieren der Beiträge.
2. Wahl eines Festkomitees.
3. Verschiedenes.

Erscheinen dringend notwendig
9058) **Die Bezirksleitung.**

Zentral-Hallen
Dankwartsgrube 20.
Jeden Donnerstag:
Tanzkränzchen.
Anfang 8 Uhr.
2) Ende 12 Uhr.

Einladung
zum
BALL
der
Kornträger-Corporationen
am Donnerstag, 4. Dezember, in der Flora (Max Siems).
Der Überschuß ist bestimmt für die Unterstützungskasse.) **Eintritt 1 Mk.**
Öffnung 7 Uhr. Anf. 8 Uhr. Ende morg.
8467) **Der Vorstand.**

Neues Stadttheater.
Mittwoch, den 3. Dezember 1913.
Außer Abonnement. Mittelpreise.
Anfang 8¼ Uhr. Ende nach 11 Uhr.
Die Kino-Königin.
Operette von J. Gilbert.
Donnerstag, den 4. Dezember 1913.
68. V. i. Voll-A. 12. V. i. Donnerst.-A.
Anfang 7½ Uhr. Ende geg. 10½ Uhr
Der lebende Leichnam.
Drama von Leo Tolstoi.
Mittelpreise. (9046
Freitag, den 5. Dezember 1913.
69. V. i. Voll-Ab. 12. V. i. Freitag-Ab.
Anfang 8 Uhr. Ende 10½ Uhr.
Der Barbier von Sevilla.
Komische Oper von Rossini.
Große Preise.
Gutscheine zu Geschenkzwecken sind an der Theaterkasse zu haben.

Beilage zum Lübecker Volksboten.

Nr. 283. Mittwoch, den 3. Dezember 1913. 20. Jahrg.

Deutscher Reichstag.

(Originalbericht des „Lübecker Volksboten".

Berlin, 2. Dezember 1913.
180. Sitzung. Nachmittags 2 Uhr.

Am Bundesratstisch: Kühn, Lisco, Dr. Solf und Kommissare.

Kurze Anfragen.

Eine Anfrage des Abg. Dr. Hoppe (NL.) nach den Gründen einer plötzlichen rücksichtslosen Aenderung der Anforderungen an die zu kaufenden Remonten in einem Remonteankaufsbezirk, wird von einem General dahin beantwortet, daß eine solche plötzliche Aenderung nicht erfolgt sei, sondern nur darauf gesehen wurde, das Höchstmaß der anzukaufenden Pferde nicht zu überschreiten.

Eine Anfrage des Abg. Waldstein (Vp.) wegen Gewährung des Generalpardons bei der Veranlagung zum Wehrbeitrag für frühere Verschweigung von Einkommen und Vermögen (dieser Generalpardon soll nach der Anfrage auch denjenigen zuteil werden, deren Vermögen die beitragsfreie Grenze nicht übersteigt) beantwortet

Schatzsekretär Kühn folgendermaßen: Der sogenannte Generalpardon kommt allen Personen zugute, welche die Voraussetzung der subjektiven Beitragspflicht erfüllen, das sind alle diejenigen Personen, die in den §§ 10 und 11 des Wehrbeitragsgesetzes im einzelnen als beitragspflichtig bezeichnet sind. (Beifall rechts.) Für Bekanntgabe dieser Auffassung der Reichsregierung habe ich gesorgt.

Dr. Quarck-Frankfurt (SD.) fragt, weshalb zu den vorbereitenden Verhandlungen der Reichsregierung mit Unternehmerorganisationen über die Erneuerung der Handelsverträge nicht auch die Berufsorganisationen der Arbeiter zugezogen werden?

Direktor im Reichsamt des Innern Müller: Es ist nicht richtig, daß solche Verhandlungen bereits schweben; sollten aber die Produktionserhebungen des Statistischen Amtes gemeint sein, so handelt es sich dabei nicht um allgemeine Fragen der Zoll- und Handelspolitik, sondern um eine Produktionsstatistik einzelner Gewerbszweige unter Mitwirkung von Sachverständigen.

Die Abgg. Feldmann und Sachse (SD.) stellen eine Anfrage wegen der großen Aufregung in den schlesischen Kreisen Striegau, Schweidnitz und Waldenburg infolge der Maul- und Klauenseuche und der massenhaften Abschlachtung von Klauenvieh; sie fragen weiter nach der Schadloshaltung der betroffenen Landwirte.

Direktor Jonquieres beruft sich auf die gesetzlichen Vorschriften. In diesen Kreisen waren im ganzen 23 Gehöfte mit 450 Rindern, 378 Schweinen und 4 Ziegen verseucht und abgesperrt. Der entstandene Schaden wurde entsprechend den gesetzlichen Vorschriften ersetzt, bei der Abschätzung wird erfahrungsgemäß wohlwollend verfahren und auskömmliche Hilfe gewährt. Es ist in keinem Fall eine Beschwerde an den Landwirtschaftsminister gelangt. Die hauptsächlich gefährdeten Kreise Schweidnitz und Waldenburg sind gegenwärtig seuchenfrei, und auch im Kreise Striegau ist seit 10 Tagen kein Fall vorgekommen.

Dr. Haegy (Els.) fragt den Reichskanzler nach den Uebergriffen des Militärs in Zabern am 28. November.

Generalmajor Wild v. Hohenborn: Dem Herrn Reichskanzler sind die in der Anfrage bezeichneten Vorgänge, wie er gestern hier ausgeführt hat, bekannt. Die getroffenen Maßnahmen wird er morgen hier darlegen.

Die Interpellation des Abg. Arnstadt und Gen. (K.) über die großen praktischen Schwierigkeiten, auf die das am 1. Januar 1914 bevorstehende Inkrafttreten der Reichsversicherungsordnung in bezug auf die ärztliche Versorgung der Landkrankenkassen und die Versicherung stößt, weshalb eine Hinausschiebung des Inkrafttretens wünschenswert erscheine, wird nach einer Erklärung des

Unterstaatssekretärs Richter in der zweiten Hälfte der nächsten Woche beantwortet werden.

Wahlprüfungsabstimmungen.

Für gültig erklärt werden die Wahlen der Abgg. Graf v. Carmer (K.), Dr. Burckhardt (WVg.), v. Bonin (K.), Kopsch (Vp.), Sosinski (Pole) und Herzog (WVg.).

Beweiserhebungen werden beschlossen über die Wahlen der Abg. Peus (SD.), Dr. Pachnicke (Vp.), Reck (K.) und Laser (NL.).

Die Wahl des Abg. Dr. Hegenscheidt (Rp.) wird gegen die Stimmen der Linken mit ganz geringer Mehrheit für gültig erklärt; die Wahl des Abg. Haupt (SD.) gegen die Stimmen der Sozialdemokraten, der Abgg. Naumann, Koch, Kiel von der Fortschrittspartei und des Dänen Hansen für ungültig.

Bei der Abstimmung über die Wahl des Abg. Kackhoff (Z.) werden zwei Hammelsprünge notwendig. Zunächst wird ein Antrag auf Beweiserhebung mit 174 gegen 171 Stimmen abgelehnt und dann die Wahl mit 180 gegen 166 Stimmen für ungültig erklärt.

Ein Antrag der Freisinnigen über die Wahl des Abg. Dr. Cohn (SD.) Beweiserhebungen zu beschließen, wird gegen die Stimmen der Freisinnigen und Antisemiten unter großer Heiterkeit abgelehnt, und alsdann die Wahl gegen die Stimmen der Antisemiten für gültig erklärt.

Hierauf tritt das Haus in die

erste Beratung des Etats.

Reichsschatzsekretär Kühn: Im vorigen Jahre konnte ich mit großer Genugtuung die innere Festigkeit des Etats von 1913 hervorheben. Diesmal bin ich leider nicht in derselben Lage, weil wir in der Gleichung mit zwei Unbekannten zu rechnen haben, dem Wehrbeitrag und der künftigen Gestaltung der Konjunktur. Was der Wehrbeitrag bringen wird, ist noch völlig ungewiß. Daß der Reichstag zur sofortigen Deckung der riesenhaften Ausgaben für die Wehrvorlage schritt, indem er den Wehrbeitrag beschloß, war ein gewichtiger Schritt zum Gedeihen der Reichsfinanzen. Jetzt aber wird die Kunst der Bilanzierung überwiegend auf Beschränkung der Ausgaben gerichtet sein müssen. Es zeigen sich im geschäftlichen Leben noch manche Lichtseiten, unsere Handelsbilanz ist aktiv, es fehlt aber auch nicht an Anzeichen für ein Abflauen, jedoch läßt sich hoffen, daß dieser Niedergang nicht so stark und nicht von so nachhaltigen Folgen für die Reichsfinanzen sein wird, wie noch beim letztenmal. Die Überschüsse eines Jahres verleiten nur zu leicht zu dauernden Mehrausgaben, für die es dann an der Deckung fehlt. Deshalb ist ein wahrheitsgetreuer Etat vorzuziehen. — Der Mindererertrag der Branntweinsteuer ist zwar ein Passivum in unserem Reichshaushalt, aber ein Aktivum in unserem Volkshaushalt. (Bravo! bei den Soz.) Auf die Zuckersteuer von 150 Millionen können wir nicht verzichten, sie wirkt auch nicht schädlich, denn unsere letztjährige Zuckererzeugung war geradezu ein Weltrekord. Die Zölle dürften den sehr vorsichtig aufgestellten Etat noch um 25 Millionen übertreffen. (Hört, hört!) Der Goldbestand der Reichsbank ist mit 1229 Millionen Mark der höchste, den sie jemals erreicht hat. Wenn wir den Etat auf den Wehrbeitrag stützen, so treten wir auf höchst unsicheren Boden. Geht der Wehrbeitrag in der erwarteten Höhe ein — gut — wenn nicht, dann stehen wir einer außerordentlich schwierigen Lage gegenüber. (Lebh. Hört, hört!) In Besprechung der Einzelressorte bemerkt der Schatzsekretär, daß im Postetat über 10 000 neue Stellen vorgesehen sind. Die finanzielle Lage der Kolonien ist fast nur erfreulich. In Deutsch-Ostafrika soll eine Postsparkasse errichtet werden. (Hrk. b. d. Soz.) Dann etwas, was nicht im Etat steht. Es soll die alte Forderung der Berücksichtigung der Altpensionäre erfüllt werden und zwar hat die Regierung ihren Standpunkt insofern geändert, als nicht mehr daran gedacht wird, im Wege gelegentlicher Unterstützung Abhilfe zu schaffen, sondern auf gesetzlicher Grundlage. (Lebhaftes Bravo!) An den Reichstag und an die große Gruppe der Interessenten möchte ich aber die Bitte richten, die Hoffnungen und Erwartungen in diesem Falle nicht allzu hoch zu spannen. (Heiterkeit bei den Soz.) Wir müssen uns hier, wie überall, nach der Decke strecken. Ich glaube, Ihnen klargelegt zu haben, daß, wenn gleich der Etat angesichts einer ungewissen Zukunft knapp zugeschnitten werden müßte, es doch möglich sein wird, nicht nur für die dringenden materiellen Bedürfnisse, ich möchte sagen, für das tägliche Brot des Reiches, sondern auch für eine ganze Reihe auf weiterem Gebiet liegenden Forderungen Fürsorge zu treffen. Daß sehr zahlreiche Wünsche unberücksichtigt bleiben mußten, ist eine unvermeidliche Folge der Lage. Einschränkung und Bescheidung muß heute und auch in Zukunft unsere Devise sein, wenn wir nicht die Verhältnisse entweder des Finanzwesens oder der Steuerzahler unheilbar zerrütten wollen. Ein früherer preußischer Minister hat einem von ihm herausgegebenen Beamtenhaushaltsbuch den Ausspruch eines Redners aus dem alten Rom vorangesetzt, der besagt: „Die Menschen wollen nicht einsehen, eine wie große Einnahmequelle sie an der Sparsamkeit haben" (gr. Heiterkeit), d. h. in die parlamentarische Sprache unserer Zeit übersetzt: Man glaubt nicht, wie großen und folgenschweren Steuerkämpfen und Steuernöten man aus dem Wege gehen kann, wenn man nur rechtzeitig die Ausgaben den jeweilig verfügbaren Mitteln anpaßt. (Lebh. Zust. b. d. Soz., Zuruf im Zentrum: Schon im Bundesrat!) Die Mahnung, die ich ausgesprochen habe, gilt für alle gesetzgebenden Körperschaften, auch für die weiten Kreise im deutschen Volke, jeder muß irgend einen Wunsch zurückschrauben im Interesse des Wohles des Ganzen. Ich hatte darauf hingewiesen, wie notwendig für uns alle, besonders aber für die gesetzgebenden Körperschaften, die Sparsamkeit ist — lassen Sie uns danach handeln!

Hierauf vertagt sich das Haus auf Mittwoch 1 Uhr. (Interpellationen über Zabern).

Schluß 4 Uhr.

Aus der Partei.

Bebel-Kondolenz-Zigarette. Der Zigarrenfabrikant Julius Dick in Schwepnitz, Amtshauptmannschaft Kamenz i. Sa., versendet an die Parteipresse Inseratenaufträge, worin er eine Zigarette empfiehlt, die er als „August Bebel Kondolenz-Zigarette (gesetzlich geschützt)" bezeichnet. In dem Inserat versichert Dick, daß er vom gesamten Jahresumsatz der Parteikasse 2 % bewillige, aus welchem Grunde es Pflicht jeden Arbeiters sei, nur obige Zigaretten zu rauchen. Es ist selbstverständlich, daß die Partei mit einem derartigen Geschäftsgebaren nichts zu tun hat. Der Parteivorstand hat stets Zuwendungen abgelehnt, die ihm auf Grund derartiger geschäftlicher Manipulationen gemacht werden sollten und verurteilt solche Manöver aufs schärfste. Wir warnen deshalb die Arbeiter ausdrücklich vor solchen Inseraten.

Gewerkschaftsbewegung.

Der Verbandstag der Bauarbeiter beschloß nach längerer Debatte, die Arbeitslosenunterstützung am 1. April 1914 in Kraft treten zu lassen. Nach der Vorlage wurde beschlossen, daß die bisherigen Beiträge von 40 bis 90 Pfg. pro Woche voll an die Hauptkasse abgeführt werden müssen. Die Filialen, denen bisher 20 Proz. der Beiträge für die Verwaltung usw. verblieben, müssen nun einen Zuschlagsbeitrag von nicht weniger als 20 Proz. in den drei untersten Beitragsklassen und mindestens 25 Proz. der Verbandsbeiträge in den drei obersten Klassen erheben. Die Beiträge werden für 44 Wochen (bisher 40) erhoben. Die Höchstdauer der Unterstützung beträgt 8 Wochen; in den Monaten Januar und Februar wird keine Unterstützung gezahlt. Die Unterstützungssätze wurden nach den Vorschlägen des Vorstandes genehmigt.

Soziales.

Zum Streit zwischen den Krankenkassen und den Ärzten. Aus einem Erlaß des badischen Ministeriums ist ersichtlich, daß die bayerische und auch die badische Regierung sich an die Zentralinstanzen des Reiches gewendet

Moderne Sklavinnen.

Ein Theaterroman von Ludwig Bendler.

(29. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Vierzehntes Kapitel.

Wie zum „Walkürenritt" an allen Theatern sämtliche Solistinnen herangezogen zu werden pflegen, so geschah es auch hier.

Selbst Maria war eine Stimme, die der „Ortlinde" in diesem schwierigen Ensemble übertragen worden, und so kam es, daß sie wieder einmal zu einer Probe entboten war, aus der sie dann trüber Miene und tränenfeuchten Auges nach Hause zurückkehrte.

War ihr doch nach dem eklatanten Abfall des Fräulein Rauchfuß neuerdings ein Schimmer von Hoffnung erwachsen, daß die Direktion aus der Notwendigkeit eine Tugend machen und sie demnächst als Remplaçantin da einstellen werde, wo eine tatsächliche Lücke im Personal entstanden.

Auch hierin erfuhr sie eine Enttäuschung, denn während der Probe schon hatte sich eine noch unbekannte Dame dort durch anspruchsvolles Gebahren bemerkbar gemacht. Schirmer, der Theaterdiener, hatte sie Fräulein Quentin angeredet und ihr verschiedene Partien aus dem Fach der jugendlich dramatischen Sängerin, wie „Agathe", „Mignon", „Pamina" usw. übergeben.

Es war also entschieden, der Direktor Ustmann beabsichtigte, bei seiner bisherigen Taktik zu verharren, das Racheprinzip gegen Maria aufrecht zu erhalten, ihr, soviel er vermochte, zu schaden.

Der moralische Defekt dieses Theaterautokraten war, wenn er ihn auch durch Geschicklichkeit, verschmitzte Drehungen und durch Unterhaltung guter Beziehungen zu maßgebenden Persönlichkeiten nach außen hin immer noch geschickt genug zu verbergen wußte, so bedeutend, daß dennoch immer von Zeit zu Zeit etwas Unliebsames durchsickerte, und man sich fragen mußte, wie kann ein solcher Mann auf solchem Posten geduldet werden, wie war es möglich, daß er ihm überhaupt je zugesprochen werden konnte.

Der Grund war der, daß die Oberhäupter der Stadt, wie das ja leider nicht als vereinzelter Fall dasteht, bei der Wahl dieses Direktors viel mehr auf finanzielle Sicherheit, als auf künstlerische Tüchtigkeit, auf sittliche Makellosigkeit Gewicht gelegt hatten. Der Stadtsäckel mußte sichergestellt sein, das galt als erste Hauptbedingung für die „Bonität" eines Pächters, die ja allerdings wieder einen nicht fortzuleugnenden Vorzug, den der finanziellen Sicherheit auch für das Personal, mit einschloß. Gab's denn aber nicht auch jederzeit anständige, moralisch gefestigte Leute unter den Bewerbern solches Postens, die ebenfalls hinreichende pekuniäre Garantien boten? Man hatte wohl nur nicht genügend geprüft, oder auch hier Protektion und Vetterschaft mit ins Spiel kommen lassen.

So war ein brutaler Geselle, ohne tiefere Bildung, der früher vielleicht ein kläglicher Sänger oder ein fader Schauspieler gewesen, nur weil er auf dem erforderlichen Geldsack saß und sich als Theatermann ein Air zu geben verstand, zu der Vorzugsstellung des Direktors gekommen.

Außer auf das Vergnügen, mühelos viel Geld zu verdienen — jährlich wurde sein Ueberschuß auf 40—50 000 Mark geschätzt —, konnte er auch noch auf das Recht pochen, unkontrolliert einige hundert Menschen nach seiner Pfeife tanzen zu lassen, mit ihnen, wollten sie nicht brotlos werden, ganz nach seiner Willkür zu verfahren.

* * *

Mit Besorgnis hatte Tante Christine die Nachricht über das neu Geschehene von Maria erfahren. Die sich nur allzu häufig wiederholenden Gemütsbewegungen, denen ihre Nichte ausgesetzt war, fingen an, ihr in Rücksicht auf deren nicht besonders robuste Natur, auf ihr sensibles Innenleben recht ernste Gedanken zu verursachen.

Es war jetzt bei Maria nicht mehr nur der Kummer um die Gegenwart, um die täglich neu erscheinende Zurücksetzung, nicht mehr nur das gekränkte Ehrgefühl der wirklich tüchtigen und doch zum Nichtstun verdammten Künstlerin, es gesellte sich zu diesen auch noch die Sorge um die Zukunft.

Was sollte mit ihrer so hoffnungsreich begonnenen Karriere werden? Kein Antrag für die nächste Spielzeit wollte an sie herantreten, kaum, daß diese oder jene Agentur ihr hin und wieder, im Gegensatz zu vorjährigen häufigen Offerten, ein minderwertiges Engagement zur Annahme empfahl.

Unterzeichnete sie dann, nach dem Grundsatz „besser etwas als nichts", so kam ein Gegenvertrag sicherlich nicht zurück. Nach ihrer Beschäftigungslosigkeit dachte wohl jeder, Fräulein Maria Bergmann habe sich verschlechtert, sei unzuverlässig, kränklich oder sonstwie unbequem, da verzichtete man lieber und wählte aus der Ueberzahl des vorhandenen „Materials" andere Reflektantinnen. Mochten die selbst schlechter gesungen haben, jedenfalls hatten sie mehr gesungen.

Was gilt heute noch eine Persönlichkeit, die sich nicht durchsetzt — Mag sie göttliches leisten, für das „Theatergeschäft" zählte sie — Null.

All dem gegenüber stand nun Tante Christine mit ihrer rührenden Sorge um Marias Schicksal, um ihren Seelenzustand und — wußte sich nicht zu helfen.

Was bedeutete die Spannkraft einer noch so energischen alten Dame gegenüber chronischen, zur Usance ausgebildeten Uebeln, für deren Vorhandensein noch keine Behörde, kein Auge des Gesetzes einen Blick übrig gehabt hatte und, an denen zu rütteln sich diejenigen versagen mußten, die, von ihrem Beruf um des täglichen Brotes willen abhängig, in Reih und Glied standen.

Scheute doch jeder, dem mißhandelten Soldaten gleich, den Weg der Beschwerde, scheute vor dem Recht, daß ihm etwa werden könnte, denn wo lag der Wert eines Rechts, das mit seiner Erfüllung dem Obsiegenden zugleich die Trümmer einer zerschlagenen Laufbahn in Aussicht stellte?

Nochmals hatte Tante Christine inzwischen mit Stolzenberg konferiert und leider erfahren, wie auch er, nach seiner Unterhaltung mit Walther, ohne große Hoffnung für Marias Zukunft dastand.

Die einzige Freude, die der Tante im Gespräch mit ihm zuteil wurde, war die, daß Stolzenberg ihr sein mehr als alltägliches Interesse für Maria bekannte und zunächst Tante Christine um Erlaubnis und Gelegenheit bat, sich um die Gunst ihrer Nichte bemühen zu dürfen, falls diese sich, entmutigt und der Fatalitäten müde, von dem betretenen Berufspfade abwenden würde.

Zwar war ihr bisher nicht das mindeste aufgefallen, das darauf schließen lassen konnte, auch Maria empfinde Zuneigung für Stolzenberg, doch schmeichelte es ihr immerhin nicht wenig, ihre Nichte von einem ernsten, gediegenen Manne ehrenhaft umworben zu sehen.

Ihr, Tante Christine wäre solch ein Wechsel der Dinge gewiß angenehm gewesen, glücklich hätte sie den Tag gepriesen, an dem er sich vollzogen, jedoch Maria —?

„Du wirst noch deine Gesundheit über diese unerquickliche Geschichte drangeben," äußerte sich Tante Christine, als Maria ihr von dem Auftauchen einer neuen jugendlich dramatischen Sängerin, Fräulein Quentin, berichtet hatte. „Wenn du doch nur endlich aufhören könntest, dich darüber noch zu ärgern."

„Ja, wenn ich das könnte, Tante, wenn ich es könnte," entgegnete Maria nervös gereizt, „ich kann es aber nicht. Im Gegenteil, je länger die Geschichte zurückliegt, ohne daß eine Aenderung möglich, desto mehr frißt sie an meinem Inneren. Hatte ich bisher nur tags keine Ruhe darüber, so fühle ich jetzt auch meine Nächte beeinträchtigt."

„Kind, da müssen wir aber doch mal den Arzt befragen," meinte besorgt Tante Christine.

„Ach, den Arzt, was soll mir der Arzt? Kann er mir gegen die andauernde Blamage, die ich erlebe, rückwirkend ein Rezept verschreiben?"

(Fortsetzung folgt.)

haben, um eine Vermittlung in dem Konflikt herbeizuführen, der zwischen den Ärzten und Krankenkassen ausgebrochen ist. Der Staatssekretär des Innern hat dem badischen Ministerium geantwortet, das Verhältnis zwischen Ärzten und Krankenkassen sei in Preußen zurzeit ein derart gespanntes, daß er einen Vermittlungsversuch im jetzigen Zeitpunkt für vollständig aussichtslos halten müsse. Er stehe indes der Anregung nicht etwa grundsätzlich ablehnend gegenüber, sei vielmehr, sobald er die Überzeugung gewinnen könne, daß vermittlungsverhandlungen wirklich Aussicht auf Erfolg bieten, gern bereit, sich dieser Aufgabe zu unterziehen. Dazu sei aber notwendig, daß er von beiden Seiten um Vermittlung ersucht werde, und daß ihm von den Parteien geeignete Unterlagen für die Vermittlungsverhandlungen gegeben werden; auch müsse er die Bedingung stellen, daß der Reichsverband der Ärzte von der Teilnahme der Verhandlungen nicht ausgeschlossen werde.

Zu dem Defizit beim Verkauf russischen Fleisches in Berlin. Das Nachrichtenamt des Berliner Magistrats gibt zu seinem Bericht über den Verkauf russischen Fleisches noch folgende Erklärung: „Nach den neuesten Feststellungen beträgt die Gesammenge des bis Ende November 1913 für Berlin und die Vororte bezogenen russischen Fleisches 6 684 172 15 Kilogramm im Werte von 9 092 491,91 Mk. Natürlich entfällt der weitaus größte Teil auf den Zeitraum von Oktober 1912 bis Juni 1913, nämlich 6 038 219,15 Kilogramm im Werte von 8 436 600,08 Mk. Während der Vertrieb in der gegenwärtigen Einfuhrperiode bislang so gut wie glatt abschließt und voraussichtlich keine Zubuße der Gemeinden erfordern dürfte, ist, wie kürzlich berichtet, für die erste Periode von November 1912 bis Juni 1913 von den beteiligten Gemeinden nach einer vorläufigen Abrechnung ein Zuschuß von rund 150 000 Mk., d. i. von 1,77 Prozent der Gesamtumsatzsumme zu leisten. Die Notwendigkeit einer Zubuße ist schon im Oktober 1912 bei Gelegenheit der Bewilligung des Kredits von 600 000 Mk. in der Berliner Stadtverordnetenversammlung und später durch den Oberbürgermeister von Berlin im Herrenhause als wahrscheinlich bezeichnet worden. Eine völlige Abgleichung von Ausgaben und Einnahmen war um so weniger möglich, weil nach der Regierungsvorschrift die Gemeinden nur zum Selbstkostenpreise verkaufen dürfen, und weil es unmöglich erschien, die Kalkulationen von vornherein genau auf diese Selbstkosten zu stellen. Unter solchen Umständen darf man sagen, daß die Zubuße der Gemeinden, sofern sie sich bei der endgültigen Abrechnung nicht niedriger stellen sollte, als eine in der vorauszusehenden Grenze sich haltende zu bezeichnen ist."

Kommunales.

Wohnungsnot in Stettin. In Stettin haben sich auf dem Gebiete des Wohnungswesens geradezu unhaltbare Zustände herausgebildet. Die sozialdemokratische Stadtverordnetenfraktion hat deshalb einen Antrag eingebracht, wonach eine Million Mark zum Zwecke des städtischen Wohnungsbaues, d. h. für Arbeiterwohnungen, in den Etat eingestellt werden sollen. Vor dem kommunalen Wohnungsbau haben die liberalen Pfeffersäcke aber eine heilige Scheu und so ist schon heute damit zu rechnen, daß der Antrag unserer Genossen nicht die Mehrheit der Stadtverordneten finden wird. Da viele arme Familien in der Stadt sind, die keine Wohnung bekommen, so ist als eine Notmaßnahme beschlossen worden, eine alte Kaserne umzubauen und für die Zwecke des vorübergehenden Aufenthalts einzurichten. Am Tage nach der Beschlußfassung, also noch ehe die Räume hergerichtet worden waren, meldete sich bereits eine ganze Anzahl von Familien, die sofort einziehen wollten. Für zehn Familien mußte dann auch sofort Raum geschaffen werden. In der letzten Stadtverordnetenversammlung wurde beschlossen, mehrere Grundstücke zur Förderung des Kleinwohnungsbaues mit 80 % zu beleihen. Leider werden damit auch noch keine Arbeiterwohnungen beschaffen, den der festgestellte Mietspreis beläuft sich auf durchschnittlich 220 Mark für einen Wohnraum im Vorderhaus und rund 200 Mark für einen Wohnraum im Hinterhaus. Einer allgemeinen Baugenossenschaft, die bisher nur Beamtenhäuser baute, werden Baugelder bis zu 90 % zur Verfügung gestellt. Neuerdings ist auch die organisierte Arbeiterschaft dazu übergegangen, eine Baugenossenschaft ins Leben zu rufen, die nur Arbeiterwohnhäuser errichten wird.

Aus dem Gerichtssaal.

Agrarische Paschawirtschaft auf dem Lande. Der wohlhabende Landwirt Otto Ratsch aus Beesen bei Halle a. S. stand vor dem Schwurgericht wegen Notzucht unter Anklage. Obwohl der dreißigjährige Mann verheiratet ist, soll er wiederholt seine Dienstmädchen vergewaltigt haben. Auch die vierzehnjährige Tochter eines Berginvaliden schonte er nicht. Die Verhandlung, zu der 19 Zeugen geladen waren, war nicht öffentlich und hatte das Ergebnis, daß Ratsch unter Versagung mildernder Umstände zu 2½ Jahren Zuchthaus und fünf Jahren Ehrverlust verurteilt wurde. In der Urteilsbegründung wurde betont, der Angeklagte besitze einen außerordentlich starken sinnlichen Hang und habe ihn gerade gegen solche weibliche Personen betätigt, die in einem Abhängigkeitsverhältnis zu ihm standen und ihm deshalb wenig Widerstand entgegensetzen konnten. — Wie man sagt, sollen einige Vergewaltigte mit Geld „abgefunden" worden sein.

Aus Nah und Fern.

Zusammenstoß von Straßenbahn und Eisenbahn. Gestern abend ereignete sich auf der Strecke Kattowitz Königshütte ein Zusammenstoß zwischen einem elektrischen Straßenbahnwagen und einem Güterzuge. Der elektrische Wagen wurde von der Lokomotive emporgehoben und etwa 50 Meter fortgeschleudert und zertrümmert. Darin befanden sich 25 Personen. Durch Glassplitter und Holzstücke wurden drei Personen erheblich verletzt. Die Ursache des Unfalles soll darauf zurückzuführen sein, daß die Schranke nicht geschlossen war. Der Bahnwärter bestreitet seine Schuld und behauptet, daß der Güterzug zu früh seinen Abgangsort verlassen. Von Kattowitz ist ein Hilfszug abgegangen. Die Aufräumungsarbeiten dauerten bis in die Nachtstunden fort.

Die geweihte Stätte. Der Breslauer Magistrat hat nach einer Meldung des „Berliner Lokal-Anzeigers" beschlossen, die Jahrhunderthalle grundsätzlich nicht zur Veranstaltung politischer Versammlungen und zu sonstigen politischen Zwecken herzugeben. Er begründet dies der Stadtverordnetenversammlung gegenüber damit, daß der Verlauf der Jahrhundertfeier der Halle einen solchen Stempel der Weihe aufgedrückt habe, daß sie nicht zum Schauplatz politischer erregter Versammlungen werden darf. — Der Beschluß erscheint uns als ein Zeichen des politischen Zerfalls, der im liberalen Bürgertum mehr und mehr um sich greift. Würde die sogenannte Jahrhunderthalle, diese durch die Erinnerungsfeiern an die Befreiungskriege „geweihte Stätte" nicht am besten gewürdigt werden können durch eine unbeschränkte Aussprache und Belehrung über des Staates Wohl und Wehe? Aber die Furcht vor der Sozialdemokratie wird diesen Beschluß verursacht haben. So sind nun die liberalen Männer von Breslau.

Verschüttete Bergleute. Auf Schacht 3 der Gewerkschaft „Deutscher Kaiser" wurden, wie ein Essener Telegramm meldet, sechs Bergleute durch hereinbrechende Gesteinsmassen verschüttet. Einer ist tot, die übrigen fünf wurden lebensgefährlich verletzt.

Mord. Montag abend wurde in Wiesdorf bei Köln ein Kostwirt von zwei Kostgängern erstochen. Die Mörder flohen nach Opladen, wo sie verhaftet wurden.

Eingestürzte Tribüne. In Orense stürzte Dienstag vormittag während einer Versammlung eine Tribüne ein, wobei ein Priester und mehrere Polizeibeamte verletzt wurden. Nach Beendigung der Versammlung kam es, wie ein Telegramm meldet, zu einem Zusammenstoß mit der Polizei, wobei ein Gendarm verwundet wurde.

Erdbeben. In Freiburg i. Br. und im badischen Oberlande wurde Montag früh kurz vor 5 Uhr ein starkes Erdbeben verspürt. Viele Leute erwachten aus dem Schlafe und flüchteten ins Freie.

Der Colorado-Fluß steigt schnell. Seine Fluten haben bereits viel Schaden angerichtet. In Belton sollen zehn Personen in der 30 Fuß hohen Flutwelle des Baches, der die Stadt durchflutet, umgekommen sein.

Verzweiflungstat. Montag abend sprang in Berlin eine ältere Frau mit zwei kleinen Kindern unter dem Arm von der Waterloobrücke ins Wasser. Passanten die es sahen, benachrichtigten die Polizei, die einen Rettungsdahn aussetzte und den Wasserlauf absuchte. Während die Frau bald zum Vorschein kam, blieben die Nachforschungen nach den Kindern bis in den späten Abend erfolglos. Die Frau gab noch schwache Lebenszeichen von sich, starb aber, als sie nach dem Krankenhause übergeführt wurde. Sie hatte weder Papiere noch sonst etwas bei sich, wodurch man die Persönlichkeit hätte feststellen können.

Rin in die Kartoffeln! Raus aus den Kartoffeln. In Gießen hat sich dieser Tage bei Gelegenheit von Stadtverordnetenwahlen eine heitere Komödie der Irrungen abgespielt, über die der „Frankf. Ztg." wie folgt geschrieben wird: Es standen 17 Stadtverordnete zur Neuwahl. Unter den Kandidaten figurierten zwei Lehrer: Gymnasiallehrer Haggenmüller stand auf dem Stimmzettel der vereinigten liberalen Parteien, Volksschullehrer Valentin Müller auf dem der Bürgervereins, dessen langjähriger Vorsitzender er ist. Als das Resultat nun durch ein Extrablatt bekannt wurde, wo Haggenmüller unter den nur auf drei Jahre Gewählten an erster Stelle; Valentin Müller dagegen war gänzlich ausgefallen. Eine genauere Zählung hatte aber zur Folge, daß Haggenmüller von der ersten an die letzte Stelle herunterglitt. Nun begann die amtliche Zählung. Und siehe da, Valentin Müller war mit zwei Stimmen Majorität gewählt und vor Haggenmüller schloß sich die eherne Pforte des Rathauses. Aber kaum hatte sich wie ein Lauffeuer diese Nachricht verbreitet, da hieß es: zwei Bezirke fehlen noch. Der erste Bezirk brachte als Resultat: Haggenmüller flog in den Rathaussaal wieder hinein, dafür Valentin Müller wieder heraus. Aber immer fehlte noch ein letzter Bezirk, dessen Resultat mit Spannung erwartet wurde; es brachte Stimmengleichheit. Nach der Städteordnung hatte nun das Los zu entscheiden. Es zeigte sich Fortuna wiederum Haggenmüller hold. Nun wurden die Protokolle unterschrieben und das offizielle Wahlresultat dem Amtsblatt zur Veröffentlichung übergeben. Während der Drucklegung gebot ein Telephonruf des Oberbürgermeisters, die letzte Nummer: „17" der neugewählten Rathausinsassen, das heißt Herrn Haggenmüller, vorläufig wegzulassen! Bei der Verlosung hatte man, wie erst jetzt entdeckt wurde, gegen die gesetzlichen Vorschriften verstoßen. An Stelle eines unbeteiligten Bürgerbeisitzers hatte nämlich der Oberbürgermeister selbst das Los gezogen. Am selben Sonnabend fand eine neue Auslosung statt und zwar unter allerstrengster Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften. Resultat: wiederum Lehrer Haggenmüller. Und das Amtsblatt brachte am nächsten Tage die siebzehn Herren in schöner, lückenloser Reihenfolge. Aber noch sind wir, so scheint es, noch lange nicht am Ende. Neue Gerüchte durchschwirren die Stadt. Es heißt: die ganze Wahl soll angefochten werden. Eine Reihe Nichtwahlberechtigter stand auf der Wählerliste und übte ihr Wahlrecht aus; die Kandidatenbezeichnungen waren in vielen Fällen ungenau und zweifelhaft: überdies lag in der Wahlurne eines Bezirks ein Zettel mehr, als überhaupt die Zahl der Wähler betragen hatte und anderes mehr. Ob es also für Herrn Haggenmüller nicht schon bald wieder heißen wird: Raus aus den Kartoffeln?

Die anspruchsvollen kranken Arbeiter. Im „Vorwärts" lesen wir: Das Rote Kreuz hat neben anderen Einrichtungen auch Lungenheilstätten eingerichtet. In diesen Heilstätten stellt es fast ausnahmsweise Militärärzte a. D. an. Offenbar um diese Leute unterzubringen. Ob sie zur Behandlung von Lungenkranken besonders geeignet sind, ist eine andere Frage. In der Nähe von Berlin befindet sich eine solche Lungenheilstätte des Roten Kreuzes, nämlich in Grabowsee. Die Landesversicherungsanstalt Berlin hat für diese Anstalt erhebliche Mittel hergegeben, sich aber das Recht vorbehalten, eine Anzahl Betten mit Lungenkranken zu belegen. Aus Grabowsee haben wir schon manches Sonderbare mitteilen müssen. Wie so ein Oberstabsarzt a. D. über die Arbeiter denkt, das ersehen wir aus folgendem Inserat, das in Nr. 327 der „Morgenpost" enthalten ist. Das Inserat lautet:

> Die Lungenheilstätte Grabowsee bei Berlin (200 männliche Kranke aus dem Arbeiterstand, die in der Beköstigung sehr hohe Ansprüche stellen) sucht baldigst erfahrene Oberköchin. Sie hat auch für den Ärztetisch zu kochen. (2 bis 3 Hilfskräfte, Dampfkochanlage.) Zeugnisse und Gehaltsansprüche zu senden an den
>
> Chefarzt Dr. Schultes,
> Oberstabsarzt a. D.

Wir wissen nicht, nach welchen Gesichtspunkten der Oberstabsarzt a. D. „die hohen Ansprüche" wertet, die angeblich die Kranken aus dem Arbeiterstande stellen. Ein Arzt, der für Lungenkranke da ist, sollte doch wissen, daß lungenkranke Arbeiter neben guter Luft angemessene Beköstigung haben müssen, wenn der Aufenthalt in der Heilstätte überhaupt einen Zweck haben soll. Das weiß schließlich schon ein Laie. Dann darf er auch nicht vergessen, daß die Arbeiter ihre schweren Beiträge zahlen müssen, um sich die Aufnahme in eine Heilstätte zu erwerben. Wir haben auch schon die Beköstigung in Grabowsee gesehen; daß sie etwa übermäßig opulent ist, wird doch der Herr Oberstabsarzt a. D. nicht behaupten wollen. Die Patienten würden mit dem Ärztetisch sicher gerne tauschen.

Franz v. Schönthau †. Der bekannte Lustspieldichter Franz v. Schönthan ist gestern nacht 11 Uhr im 64. Lebensjahre in einem Wiener Sanatorium an den Folgen einer Operation gestorben.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer & Co.
Sämtlich in Lübeck.

Verkauf lebender Aale
vom Boot aus (9047
am Donnerstag, dem 4. Dezember
vormittags von 8½ Uhr ab an der
Holstenbrücke
und
Hüxtertorbrücke.

Komitees und Kommissionssitzungen

D. T. V.
Vorstands-Sitzung
am Donnerstag, 4. Dezember
abends 8½ Uhr
9045) Der Vorstand.

Danksagung.
Sage allen denen, die meinem lieben Manne, meines Sohnes treusorgenden Vaters die letzte Ehre erwiesen, seinen Sarg so reich mit Kränzen schmückten, insbesondere seinen Vorgesetzten und Mitarbeitern der Lübecker Genossenschaftsbäckerei, dem Sozialdemokratischen Verein, dem Fabrikarbeiterverband und Sparverein meinen innigsten Dank.
Emma Grüß Ww. und Sohn
nebst Verwandten. (9067

Junge Frau sucht Beschäftigung für die Abendstunden. Angebote unter A 10 an die Exp. d. Bl. (9052

Freundl. möbl. Zimmer
nach vorne zu vermieten.
9065) Fischergrube 81, I.

Eine gebrauchte Feldschmiede
durch Zufall sehr billig zu verkauf.
9058) Königstraße 24, part.

Ein Kinderwagen
mit Gummireifen und Nickelgestell zu verk. Kronsforder Allee 121, III.

Puppensportwagen
zu verkaufen. Preis 1.50 Mk.
9050) St.-Annen-Straße 18, II. r.

Das Haus
Ritterstraße 4 zu verkauf. Näheres Steinrader Weg 7a, Flügel. Nach 6 Uhr abends. Makler verbeten.

Dobermann (Hündin) braun-rot, 1¼ Jahr, selten hübsches Tier, pr. Stammbaum, billig zu verkaufen.
9066) Arnimstraße 42d.

Ein großer Schlafsofa
zu kaufen gesucht. Angebote mit Preis und Länge unter A 13 an die Expedition dies. Blattes. (9053

Ein Schaukelpferd
zu kaufen gesucht. Angebote unter W K 10 an die Exp. d. Bl. (9064

Frettchen
zu kaufen gesucht. Klappenstr. 28.

Hintze & Stech
Größte Möbelfabrik Lübecks
empfehlen 882
Wohnungseinrichtungen.
Direkter Verkauf an Private zu billigen Preisen gegen bar in der Fabrik:
Moislinger Allee 60.

Der
Neue-Welt-Kalender
für 1914
ist jetzt erschienen und seines reichhaltigen Inhalts wegen jedem unserer Leser zu empfehlen.
Preis 40 Pfg.
Buchhandlung von Friedr. Meyer & Co.

Eine Krämerei
zu pachten gesucht. Angebote unter K C 33 an die Exp. d. Bl. (905

Kartoffeln und Grünwaren.
9060) Spezialität:
ff. Lauenburger Eierkartoffeln
10 Pfund 35 ₰, 100 Pfund 3 ℳ
gelbkochende Magnum bonum
10 Pfund 25 ₰
Lange gelbe 10 Pfund 30 ₰
Industrie gelbe 10 Pfund 20 ₰
H. Pantelmann,
Braunstraße 22.

9063 **Achtung Hausfrauen!!!**
Knickeier 7 ₰, Ausschlageier 5 ₰
(Ausschlageier Topf mitbringen)
Eier engros, Geverdesstr. 13

Plakate
betr.
Verordnung des Medizinalamts vom 11. Juli 1910 bezügl. Feilhalten von Nahrungs- und Genußmitteln
sind zum Preise von 30 Pfg. per Stück zu haben in der
Buchdruckerei d. Lüb. Volksb.

Der Kultureinfluß der Frau als Konsumentin.

Wer versucht, sich bei den Worten unserer Stichmarke etwas zu denken, kommt sicher zu dem Ergebnis, daß es sich um die kulturelle Bedeutung der Frau als im Konsumverein organisierte Konsumentin handelt. Anderer Meinung ist die Verfasserin eines Artikels im Jahrbuche 1914 für den Verband deutscher Gewerkvereine (Hirsch-Duncker). Frau Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner weiß in diesem Artikel äußerst zutreffend die bedeutsame Stellung der Frau im Wirtschaftsleben zu schildern, namentlich, wo sie als Verwalterin der zum Verbrauch bestimmten Mittel auftritt. Nach allgemeinen Bemerkungen heißt es da von der Frau:

Es ist deshalb notwendig, daß diejenigen, in deren Hand in erster Linie die Verwendung der nur mit großer Arbeit erworbenen Mittel zur Bestreitung des Haushaltes gelegt ist, daß die Hausfrauen das Maximum dessen damit leisten, was in dem gegebenen Kulturzustande möglich ist. Sie müssen aber eindringen in jene Zusammenhänge, müssen die Macht nützen lernen, die ihnen als den Hauptkäufern im Rahmen der Wirtschaft zugefallen ist.

Die Kulturaufgaben der Frau erstrecken sich also darauf, die Konsumgestaltung einmal zweckmäßig, praktisch, der Vernunft entsprechend einzurichten, daneben aber auch das, was gebraucht wird, qualitativ zu verfeinern, den ästhetischen Bedürfnissen anzupassen, und schließlich darauf acht zu haben, daß die Macht, die ihr als Käuferin in die Hand gelegt ist, in Bahnen gelenkt wird, die sie der sozialen Wohlfahrt dienstbar machen.

Der Kern des Artikels liegt in folgenden, dann anschließenden Ausführungen:

Gewiß ist es richtig, der einzelne kann auch als Konsument keine irgendwie ins Gewicht fallende Macht ausüben, aber wie so einfach im Wirtschaftsleben, kann auch hier durch Zusammenschluß Großes geleistet werden. Das ist der Gedanke, der den Käufervereinigungen, wie sie nach amerikanischem Vorbilde jetzt auch schon bei uns in Deutschland bestehen, zugrunde liegt.

Das also ist des Pudels Kern! Die meisten unserer Leser haben wohl nicht erwartet, daß die Ausführungen der Frau Dr. Altmann-Gottheiner statt auf eine energische Lobpreisung und Anempfehlung der modernen Konsumgenossenschaften auf die unbedeutenden sogenannten Käuferbünde auslaufen würden, um so weniger, wenn wird den Umstand hervorheben, daß der Artikel in einem Taschenbuche für Arbeiter erschienen ist. Hier heißt es mehr noch als bei einem Vergleiche der genannten Organisationen im allgemeinen, daß einem das Hemd näher ist als der Rock. Was von den in dem Artikel geschilderten Nöten und Mißständen die Arbeiter besonders bedrückt, das kann weit, weit besser in den umfassend wirksamen Konsumgenossenschaften abgestellt und bekämpft werden als im Käuferbund amerikanischer Marke, der — in seinem Sinn auch wieder ganz unwirtschaftliche — einen Ausläufer des Schädenkomplexes aufgreift, statt mehr an die Quelle zu gehen. Es ist ja wohl kaum anzunehmen, daß sich Arbeiter, auch wenn sie bei den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen organisiert sind, den reichlich verbogenen Gedanken über Käuferbünde Geschmack abgewinnen.

Kleines Feuilleton.

Ueber Entstehung und Verhütung von Gallenstein hielt Professor Franke in Braunschweig einen Vortrag. Der Redner erklärte, daß jeder zehnte Mensch mit Gallensteinen belastet sei, und zwar vom männlichen Geschlecht 5, vom weiblichen 15 Prozent. Die größere Erkrankungshäufigkeit beim weiblichen Geschlecht führt der Redner auf die Unsitte des Schnürens zurück, das die Leber besonders zusammenpreßt und die Bauchatmung unmöglich macht. In Japan, wo die Frauen ihren Leib nicht einschnüren, ist auch das Gallensteinleiden bei Frauen weniger häufig zu finden. Bei der Entstehung der Gallensteine spielen Entzündungen und Bakterien eine große Rolle. Gallensteine gibt es von jeder Form und bis zur Größe eines Taubeneies. Bei manchen Menschen wurden mehrere tausend Gallensteine gefunden. Selbst Kinder sind mitunter schon mit Gallensteinen behaftet. Das Vorhandensein von Gallensteinen festzustellen, ist für den Arzt sehr schwierig. Viele Gallensteinkranke glauben an Magenkrämpfen zu leiden. Manche Aerzte vertreten den Standpunkt, daß möglichst bald operiert werden müsse. Der Redner hält das für falsch, da bei vielen Leidenden sich eine Operation überhaupt nicht nötig macht und die Kolikanfälle nicht wiederkehren. Allerdings darf die übrigens ziemlich ungefährliche Operation nicht zu lange hinausgeschoben werden. Tritt ein Krebsleiden oder der Brand der Gallenblase hinzu, so ist gewöhnlich der Patient nicht mehr zu retten. Professor Franke selbst hat 338 Operationen ausgeführt. Darunter waren 30 Fälle mit Krebsleiden. Der Redner meinte, daß bei Leuten, die auf ihre Arbeit angewiesen sind, früher zur Operation geschritten werden müsse als bei solchen, denen es die Verhältnisse gestatten, sich zu pflegen. Durch eine frühzeitige Operation würde auch die Arbeitsfähigkeit bald wiederhergestellt. Rückfälle seien so gut wie ausgeschlossen.

Der Leutnant von Zabern.

Geist- und weltliche Behörden
wollen respektieret werden.
Notabene vom Zivil,
denn dem steckt es im Gefühl.
Doch den Leutnant kümmert nicht
Kirche oder Amtsgericht.
Er ist Herr und kommandiert,
attackiert und füsiliert.

Wird nach Vorschrift nicht gepredigt,
ist der Pfarrer gleich erledigt,
denn der Leutnant weiß Bescheid
in der rechten Frömmigkeit,
und die ganze Kompagnie,
aus der Kirche trampelt sie.

Wird demnach durch angestellte
Richter oder Staatsanwälte
wohl so etwas wie Respekt
in dem Leutnant aufgeweckt?
Gott bewahre! Sein Gefühl
hustet auch auf das Zivil.
Gegen Richter und Pastoren,
gegen eine ganze Stadt
hält der Leutnant steif die Oh,
die er ziemlich reichlich hat.

Und soweit konn jederein
ganz durchaus beruhigt sein
über Deutschlands Sicherheit,
denn der Leutnant hat ja Schneid.
Gegen alle diese schlaffen
Laffen, Affen oder Pfaffen,
die verdächtig nach ihm gaffen
ohne all und jede Waffen —
geit, du hat der Leutnant Schneid,
höst nur, wie er tapfer schreit!

In Reih und Glied.

Stell dich in Reih und Glied, das Ganze zu verstärken
Mag auch, wer's Ganze sieht, dich nicht darin bemerken.
Das Ganze wirkt und du bist drin mit deinen Werken.
Stell dich in Reih und Glied und schare dich den Scharen;
Und teilst du nicht den Ruhm, so teilst du die Gefahren
Wird nicht der Musterer den Einzelmann gewahren.
Mit Lust doch wird er sehn vollzählig seine Scharen.
Damit im Lanzenwald nicht fehlet eine Lanze.
Heb deine fein und sei gefaßt auf jede Schanze.
Sei nur ein Blatt im Kranz, ein Ring im Ringeltanze,
Fühl dich im Ganzen ganz und ewig wie das Ganze.

Friedrich Rückert.

Heiteres.

Kritik. Maler (der eben eine Landschaft vollendet, zu dem Bauer, bei dem er wohnt): „Sehen Sie für das Bild da kriege ich in der Residenz wieder meine achthundert bis tausend Mark!" — „Na, und da heißt's immer, auf dem Lande san dö Dummen!"

Ein kleiner Haken. Rechtsanwalt: „Können Sie denn kein Alibi nachweisen; hat Sie in der fraglichen Zeit, als der Diebstahl verübt wurde, niemand gesehen?" — Klient: „Freilich, meine Braut!" — „Nun, das genügt doch!" — „Ja, die ist aber angeklagt, an dem Diebstahl teilgenommen zu haben!"

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer & Co.
Sämtlich in Lübeck.

Unterhaltungsblatt
des Lübecker Volksboten.

Nr. 47. Mittwoch, den 3. Dezember 1913.

Der Heilbutt.

Von Karl Soerensen.

Das Meer lag da und verpustete sich nach dem Sturme in schweren Wogen. Eine nach der andern glitt unter den Steven, hob das Boot auf seinen Rücken, wippte es, wie um sein Gewicht zu prüfen, und glitt dann hinten wieder heraus und versetzte dem Boote gutmütig noch einen kleinen Puff in die Seite wie im Uebermut über seine Riesenstärke.

Drei waren im Boote. Auf der mittleren Ruderbank saß der alte Elias, eine magere, zähe Gestalt, von Wind und Wetter ausgedörrt. Auf der hinteren Bank des Bootes saß Thomas, ein kleiner Mann im mittleren Alter, von gedrungenem, kräftigem Bau.

Johannes hatte vorn seinen Platz. Er war ein junger Bursche von kaum zwanzig Jahren, lang aufgeschossen. Er hatte seine Schnur auf der anderen Seite des Bootes ausgeworfen und holte sie mit langen, gleichmäßigen Zügen ein. Wie allmählich der Tag dahinging, hatte sich sein Rücken mehr und mehr gekrümmt, während er die Dorsche heraufholte, einen nach dem andern.

Eine große Welle kam dahergerollt und hob das Boot hoch in die Luft. Im Nu ließ Elias seinen Blick rund um den Horizont schweifen, um nach den anderen Booten zu sehen, die ebenfalls zum Fischen über das Meer zerstreut lagen. Die meisten hatten schon ihre Netze eingezogen, das kleine Raasegel aufgesetzt und waren auf dem Heimweg. Darum stierte er nun sehnsüchtig nach dem Lande hin; ihm war die ganze Geschichte längst über.

Er beugte sich über die Reling und spuckte in weitem Bogen hinaus.

„Ich glaube nicht, daß noch welche anbeißen," bemerkte er gleichgültig. „Aber jetzt ist es ja auch gleich finster!"

Thomas schob seinen Kopf über die Schnur weg nach dem Lande zu, um sich zu vergewissern, daß sie noch richtig über dem Angelzeug lagen. Dann sah er nach dem Boden des Bootes, wo der Fang aufgestapelt lag. „Wir können noch eine Menge kriegen. Und einen Heilbutt wollen wir auch noch haben."

Der Heilbutt brachte etwas Leben in den jungen Burschen. Einen Augenblick richtete er sich auf und spannte seinen Rücken gerade. Aber wie dann doch kein Heilbutt kam, fiel er wieder in sich zusammen. Er hatte so bestimmt darauf gewartet, daß sie heute einen richtigen großen Heilbutt fangen würden, und er war auch ganz überzeugt gewesen, daß er ihm zufallen würde. Das wäre doch so ein passender Anlaß gewesen, um Suse zu sagen, daß er sie gern hätte.

Aber nach und nach, wie der Tag dahinschwand und es immer und immer wieder beim Dorsch blieb, was sie herausfischten, da hatte er allmählich die Hoffnung aufgegeben und sein Interesse verloren. Aber das war natürlich, wenn ein Heilbutt käme, dann — aber es kam ja keiner.

* * *

Johannes hatte sich nach vorn geneigt: seine Schnur hielt er in der Hand und bewegte sie mechanisch auf und ab. Plötzlich strammte sie sich und er konnte sie nicht mehr rühren. Ob sie sich wohl auf dem Grunde in einen Stein verhakt hatte? Er faßte mit beiden Händen zu und kriegte sie glücklich ein paar Zoll höher. Dann riß er wieder mit aller Gewalt daran und gewann wieder ein paar Zoll. Was zum Teufel war das nur?

Thomas, der ihn beobachtet hatte, ließ seinen Dorsch ins Boot fallen, pflanzte seine Hand auf die Schulter von Elias und setzte in einem Sprung nach vorn.

„Sei vorsichtig, Junge, zum Teufel, sei vorsichtig! Zieh' langsam, ganz langsam, sonst reißt du die ganze Geschichte in Stücke."

Diese Ermahnung war insofern überflüssig, als er bereits selbst die Schnur ergriffen hatte und daran zog.

„Hm," grunzte Elias und drehte sich halb um; aber diesmal gab er besser acht und manövrierte umständlich mit seinen Rudern.

„Vorsichtig, ganz langsam, ganz, ganz vorsichtig!" ermahnte Thomas, der dastand und selbst die Schnur einholte.

Johannes, der beiseite geschubst war, saß auf der Bank und wußte nicht, was er mit seinen Händen anfangen sollte. Es schien ihm höchst überflüssig, andere zu ermahnen, wenn man ihnen gleichzeitig die Schnur aus der Hand nahm und ihren Fang an sich riß, und er teilte Thomas in bescheidenem, brummigem Tone seine Ansicht hierüber mit.

Thomas zog noch ein paarmal. „Na, denn nimm sie man wieder," sagte er und hielt Johannes die Schnur hin, „aber sei vorsichtig damit, Bursche."

Offenbar gab er nur mit Unwillen die Schnur weg, mit so augenscheinlichem Unwillen, daß sich Johannes fast genierte, sie anzunehmen. Aber es war ja doch sein Fisch, und was noch mehr sagen will, sein erster Fisch.

Johannes zog langsam und vorsichtig, während Thomas dabei stand und zusah, vornüber gebeugt und sichtlich bereit, bei der ersten Gelegenheit einzugreifen. Elias hatte sich bald umgewendet und manövrierte mit geschickter Hand das Boot aufmerksam gegen den Seegang, während er gleichzeitig mit halber Stimme Ermahnungen in den Bart murmelte. „Ruhig, ruhig, nicht so hitzig, ja nicht hitzig, immer ruhig!" Er lehnte sich zurück und brachte mit einem sicheren Ruderschlag das Boot auf eine hohe Welle. Dann ruhte er, während die Welle unter dem Boote hinglitt, und lenkte dann wieder auf die nächste los. Das war doch verflucht spannend mit so einem Fisch. Elias hatte geradezu Bauchzwicken vor Spannung, obgleich er doch ein alter Fischer war und schon viele Heilbutte in seinem Leben gefischt hatte. Aber jetzt sah es doch so aus, als ob es ein ganz mächtig großer werden sollte.

Johannes wunderte sich darüber, wie leicht der Fisch auf einmal geworden war; man konnte wahrhaftig denken, daß er schon wieder futsch war. Aber da strammte sich die Schnur plötzlich und wurde so schwer, als wenn ein Felsblock daran hinge.

„Sei bloß vorsichtig, Bursche," ermahnte Thomas, während er sich vornüberbeugte und mit den Händen in die Luft griff; „sei bloß vorsichtig."

Alle diese Ermahnungen waren ganz sinnlos, denn nur mit aller Kraft kriegte es der Bursche fertig, die Leine Zoll für Zoll über die Reeling einzuholen. Er lag zurückgelehnt, hatte beide Füße gegen das Boot gestemmt und war vor Anstrengung ganz rotblau im Gesicht. Er wollte nicht davon ablassen, aber schließlich war er doch dazu gezwungen.

Widerwillig gab er die Schnur an Thomas, der sie ergriff, ohne ein Wort zu reden, während sich Johannes auf die Bank setzte und sich verpustete.

Endlich kam der Fisch an die Oberfläche. Es war ein riesig großer Heilbutt; er schlug um sich, daß das Boot krachte und das Wasser über die Reeling hereinschwappte.

Thomas lag auf den Knien am Boden und zog an der Leine, während er wütend nach dem Fische hinstierte. Er konnte nicht mehr.

Johannes gaffte unschlüssig den mächtigen Fisch an, aber Elias warf die Ruder hin und war schon mit einem Bein über die Bank. Da ließ Thomas locker und ließ den Fisch fahren, erst langsam, dann schneller und schneller. Der sank hinab wie ein ganz schwerer Stein, während die Leine über die Reeling sauste.

„Hm," sagte Elias und griff wieder zu den Rudern, „das war ein tüchtiger Kerl, der da."

„Das war er," stöhnte Thomas. Er konnte kaum Luft kriegen und seine Arme hingen lose herunter. „Aber der war zu lebhaft, um ihn ins Boot zu bringen."

Thomas hatte jetzt die Leine ganz losgelassen und sausend ging sie nieder.

Als nun etwa zehn Minuten vergangen waren, hatten sie den Fisch glücklich wieder an der Oberfläche. „Reich' mir den Eisenhaken!" rief Thomas dem Elias zu, der nun wieder bei den Rudern saß.

Der Fisch war nun so ermattet, daß er kaum die Kraft hatte, ein paar schwache Schläge mit dem Schwanze auszu-

teilen. Thomas schlug die Leine um den Ruderpflock und übergab sie darauf Johannes.

„Gib nun diesmal gut acht," ermahnte er ihn. Dann ergriff er den Eisenhaken mit den beiden Händen und fuhr mit der schweren Waffe dem Fische in den Kopf.

„So, den hätten wir. Nun komm!"

Er und Johannes lagen nun beide auf den Knien am Boden und schoben ihren Körper so weit wie möglich nach der anderen Reeling hinüber, um das Boot im Gleichgewicht zu halten.

„So, nun rauf damit. Eins, zwei, da kommt er schon. Ahoi!"

Die beiden Männer packten so zu, daß das Boot unter ihnen zitterte. Elias hatte sich weit über die andere Reling geworfen, so daß er beinahe ins Wasser tauchte.

Einen Augenblick lag der riesige Fisch oben auf der Bootkante und drückte sie herunter, so daß das Wasser über die Reling hereinströmte. Dann rutschte er plump aufklatschend auf den Boden nieder und im selben Augenblick waren die beiden Fischer mit ihren Messern über ihn her. Er teilte noch ein paar tüchtige Schläge mit seinem Schwanze aus, dann war er tot.

„Satanskerl, das," sagte Thomas. Er hatte sich erhoben und wischte mit seinen Hemdärmeln den Schweiß von seinem Gesichte.

„Ja, groß ist er," gab Elias zu, der den Fisch mit Kennermiene musterte. „Und fett. Der wird wohl seine paar hundert Pfund wiegen."

Johannes sagte gar nichts. Er saß auf seiner Bank, ganz blaß vor Anstrengung, und sah aus, als ob ihm etwas weh täte.

* * *

Jetzt erst bemerkten sie, daß es rund herum dunkel geworden war. Der Seegang hatte sich gelegt und das Meer lag stumm und dunkel wie geschmolzenes Blei. Das Land schimmerte nur schwach wie ein dunkler Schatten weit hinten am grauen Himmel. Da draußen über dem Meere war der Himmel kohlschwarz und ein leichter Wind hatte sich landeinwärts erhoben.

Die Ruder fielen mit schwerem Aufklatschen ins Wasser, das von den Felsen seltsam widerhallte. Als sie wieder um eine Spitze bogen, kam das erste Licht vom Dorfe in Sicht. Und dann kamen die Lichter nacheinander hervor, große und kleine, klare und matte, bunt durcheinander, wie Sterne, die am dunklen Himmelsgewölbe angezündet werden.

Die Fischer drehten sich auf ihren Sitzen halb um und blickten nach den Lichtern.

„Nun sind wir bald zu Hause," sagte Elias.

„Das sind wir wohl," sagte Thomas.

„Na, Junge, wer soll denn nun das Lippenfleisch haben?" fragte Thomas.

Das versetzte dem Burschen einen Ruck. Hatte er nicht die ganze Zeit dagesessen und darüber nachgedacht, ob er wohl das Lippenfleisch bekommen würde oder nicht.

„Das Lippenfleisch?" fragte er, als ob er nicht wüßte, worum es sich handelte.

„Ja, zum Henker, natürlich das Lippenfleisch. Wer soll's kriegen? Es ist ja dein Fisch, also kommt es dir doch zu. Und du weißt ganz gut, daß man das erste Lippenfleisch seiner Liebsten gibt. So ist es Sitte und Brauch hier bei uns und das wirst du wohl nicht umschmeißen wollen?"

„Häh, häh, häh," meckerte Elias. Aber Thomas ließ nicht locker. „Na, Schlingel, wer soll also das Lippenfleisch nun kriegen?"

Johannes war heilsfroh, daß er den beiden den Rücken kehrte, so daß sie nicht sehen konnten, wie er errötete. Es war doch zu blöde, in seinem Alter noch rot zu werden.

„Soll es vielleicht deine Mutter kriegen?" blieb Thomas dabei.

„Häh . . . häh, das wird es nicht sein, hm, hm," meckerte Elias.

„Oder vielleicht ist's für deine Schwester, was?" Thomas fühlte sich langsam weiter.

„Hi, hi," gluckste Elias.

„Na also, da haben wir's ja, da haben wir's ja. Ja, so wird es wohl sein." Thomas wurde seiner Sache immer sicherer. „Also deine Schwester soll es kriegen, na natürlich." Thomas machte eine Kunstpause. „Aber zum Teufel! Eigentlich kann ich's doch nicht glauben. Nee, das ist ja wohl doch nicht möglich." Thomas war in Laune gekommen; er wollte nun einmal durchaus seinen Ulk haben.

„Hi, hi, hi," grinste Elias erwartungsvoll. So alt er war, für Liebesgeschichten hatte er immer noch ein großes Interesse.

„Nee, das glaubt ja keiner, das glaubt doch keiner." Thomas blieb dabei. Plötzlich schlug er um. „Was ist das, etwa Suse, die das kriegen soll?"

„Die wird's wohl sein, die wird's wohl sein," nickte Elias.

Aber Johannes ließ die andern reden und griff tapfer in die Ruder.

Ganz langsam schob sich das Boot zwischen den Schären vorwärts, die zu beiden Seiten gleichsam schlaftrunken ihre schwarzen, mit Seetang bekleideten Köpfe aus dem Wasser vorstreckten. Der Kiel glitt knirschend auf eine Schäre und Thomas sprang mit der Fangleine in der Hand auf die Strandklippe.

Die beiden im Boote hatten ihre Ruder eingezogen und warfen nun ihren Fang auf die Klippe, wo die Fische sofort aufgeschnitten und die Eingeweide herausgenommen wurden. Zuletzt kam die Reihe an den Heilbutt. Der wurde unten im Boote zerteilt. Alle standen sie herum und bewunderten ihn. Johannes bekam das Lippenfleisch und legte es beiseite, als niemand hinsah.

* * *

Dies war das letzte Boot, das heimkam, und die schwarzen Klippen der Landungsstelle lagen nun verlassen und einsam im Dunkel, während die Wellen an ihnen hin und her leckten und mit den Fischabfällen am Strande spielten.

Elias und Thomas gingen still den Weg zum Dorfe hinauf, dessen Licht ihnen gleichsam durch die Dunkelheit die Arme entgegenstreckte. Sie waren müde und redeten nicht mit einander, sondern schleppten sich langsam vorwärts in ihren langen Wasserstiefeln.

Aber drüben hinter einem großen Stein standen Suse und Johannes und schauten sich an. Es ist doch verteufelt schwer, einen Anfang zu finden, wenn man verliebt ist, und heute abend schien doch etwas Ernsthaftes in der Luft zu liegen.

Suse mußte den Anfang machen.

„Ihr seid lange ausgeblieben heute abend."

„Warst du bange?" fragte Johannes linkisch.

„Nein, das gerade nicht." Suse lächelte. „Warum sollte ich denn bange sein?"

Dann kam eine Pause und wiederum mußte Suse den Anfang machne.

„Was ist denn das, was du da hinter deinem Rücken versteckt hältst, Johannes?"

„Ja, was glaubst du wohl?"

„Ich weiß nicht."

„Rate mal."

„Das ist wohl deine Angelschnur. Johannes [illegible] obgleich sie längst gesehen hatte, was es war.

„Nee, nee," triumphierte der Bursche.

„Was ist es denn aber?"

„Das ist was für dich!"

„Für mich? Was kann das wohl sein?"

„Ja—a. Aber erst sage mir, ob du mich leiden magst."

„Ob ich dich leiden mag? Das ist doch komisch! Warum soll ich dich nicht leiden mögen, Johannes?"

„Ja, ich meine man so, ob du mich gern hast!"

„Hast du mich denn gern, Johannes?"

„Ganz gewiß, Suse, das kannst du mir glauben!"

Nun trat Johannes einen langen Schritt vorwärts und hielt das riesige Stück Fleisch dem Mädchen triumphierend vors Gesicht. Das war das Lippenfleisch.

„Bitte schön!" sagte er.

„Nee aber, Johannes!" Suse war ganz überwältigt. „Hast du mich denn wirklich so gern?"

Im Westen.

Reisebrief von Ph. Scheidemann.

„. . . Well, wenn ihr Europäer an diesem Lande kein gutes Haar lassen wollt, so müßt ihr wenigstens unsere Trains bewundern! Wie die durch die Vereinigten Staaten fliegen . . .!"

„Sure," „ich weiß, wie sie fliegen! Am besten fliegen sie freilich auf dem Papier in den „Time-Tables", weniger gut auf den Schienen . . ."

Auch in Omaha kamen wir mit einstündiger Verspätung an, nachdem der unvergleichliche Expreßzug an jeder Farm gehalten hatte. Da der Train nach Denver von einer anderen Gesellschaft gefahren wird, hatte er keine Neigung gehabt, auf uns zu warten. Wir verpaßten also den Anschluß und vertrieben uns infolgedessen nahezu volle acht Stunden in Omaha körperlich und geistig erquicken.

Das habe ich mit Wonne getan. Omaha hat mir riesig imponiert. Ich bin nun in Zweifel geraten, wo ich mich dauernd als Rentier niederlasse, wenn ich die ersten 100 Dollars erspart haben werde, im Judenviertel Neuyorks, in der Nähe der Stock Yards zu Chikago, oder in Omaha.

Omaha wirkte riesig anziehend auf mich. Ich war kaum eine Viertelstunde dort, als ich schon auf dem entzückenden Straßenpflaster ausgeglitten war und mir ein Handgelenk verstaucht hatte. Weich ist das Pflaster zu Omaha zwar nicht, dafür aber erfreute ich mich andauernd eines wohligen Gefühls an der Stelle, wo die rechte Hand an dem Arm sitzt.

In Omaha scheint Amerika erst anzufangen. So viel vertrauenswürdig dreinschauende Menschen wie dort hatte ich bis dahin niemals zuvor in einem Lande gesehen. Die meisten Männer trugen großkarierte Joppen und graue Filzhüte mit Rändern, die einen Regenschirm vollständig überflüssig machten. Es fiel mir auf, daß viele dieser Männer an der rechten Seite des Körperteils, auf dem man zu sitzen pflegt, dicke Beulen hatten. Als ich einen dieser Männer fragte, ob diese Beulen das bestimmte Kennzeichen einer westamerikanischen Krankheit seien, antwortete er mir, daß ich richtig geraten habe: es handle sich um die Revolverseuche!

Im „Waitingroom" des Bahnhofs saß eine alte zahnlose Indianerin. Als ich sie fragen wollte, ob sie noch einen gewissen Mr. Lederstrumpf kennen gelernt habe, trat ein ziemlich dämlich dreinschauender Mann an mich heran mit der Frage, ob ich mich für die Mormonen interessiere.

Ich habe wohl ein Gesicht gemacht, das dem seinen, von dem ich soeben gesprochen habe, ziemlich ähnlich war. Als ich die Sprache wieder gefunden hatte, fragte ich ihn, ob er sich etwa an mich gewendet hätte, weil ich die Schwiegermutter des „letzten Mohikaners" angesprochen habe.

Darauf erwiderte er im unverfälschten Schwizzerdütsch: das gerade nicht, denn er stamme aus Utah und sei Mormone; er bemühe sich, Propaganda für seinen Glauben zu machen. „Zufällig" habe er das „Buch Mormon" nicht nur in englischer, sondern auch in einem Exemplar in deutscher Sprache bei sich. Es koste so und so viel, ich möge es kaufen. Wenn ich es gelesen habe, würde ich unbedingt Mormone werden.

Als ich ihn dann fragte, ob in Omaha keine Kaltwasserheilanstalt sei, sprach er seinen Zweifel aus. Ich bedauerte das lebhaft, denn vielleicht würde ihm eine mehrwöchige Kur gut tun. Er wandte mir seine interessantere Seite zu und suchte nach einem anderen Opfer . . .

Und immer wieder raste der Expreßtrain zehn oder zwölf Minuten lang dahin — von Farm zu Farm. Ich träumte gerade von einem idyllischen Mormonenheim, in dem ein halbes Dutzend Weiber dem Herrn des Hauses das Leben so angenehm als möglich zu machen suchten, als ich eine Faust an meiner Kehle verspürte. Ich öffnete verschlafen die Augen und blickte in das edle Antlitz des Carniggers, den ich gebeten hatte, mich eine Stunde vor der Ankunft in Denver zu wecken.

Denver ist die schönste Stadt, die ich in Amerika kennen gelernt habe. Sie heimelte mich freilich am meisten an, weil ich in der Ferne die Rocky Mountains im herrlichsten weißen Kleide leuchten sah. Ich studierte eifrig meine Karten, um mir die Touren zu suchen, die ich machen wollte. Und immer wieder schwelgte ich im Anblick der Bergkette, die den Vorbergen im bayerischen Hochlande sehr ähnlich sah . . .

Zwei andere Genossen waren bereit, mit mir zu kraxeln. In zwei mir unvergeßlichen Tagen bin ich dann in Schnee und Eis hineingestiefelt — wie in den Tiroler Bergen. Als wir in der Höhe von etwa 7000 Fuß durch einen vollkommen vereisten Kamin krochen, schienen meine Begleiter an meinem Verstand zu zweifeln, sie ließen sich aber überzeugen, daß man mit Ausdauer und eisernem Willen manches erreichen kann, was zunächst schwieriger erscheint, als es in Wirklichkeit ist.

Als wir dann auf dem Gipfel Umschau hielten, da waren auch sie überzeugt, daß es nicht viel Schöneres in der Welt geben könne, als Gipfelrast.

Dem Schönen folgte das Häßliche auf dem Fuße. In Denver hatten die streikenden Miners einen Store gemietet, vor dem sich eine große Menge staute. Und nichts begreiflicher als das. In dem Store war nämlich ein Zelt ausgestellt worden, das von einer Bergarbeiterfamilie, die aus den Wohlfahrtshäusern der Minenbesitzer hinausgeworfen wurde, bewohnt worden war. Das Zelt wies 147 (einhundertsiebenundvierzig) Löcher auf, die von den Flintenschüssen des von den Kapitalisten gedungenen Lumpengesindels herrührten.

Ja, es gibt hierzulande noch Bestien in Menschengestalt genug, die bereit sind, für Geld Männer, Frauen und Kinder ihrer eigenen Klasse zu morden, damit die herrschende Klasse die Ausbeutung ihrer Brüder von Adam her möglichst ungeniert weiter betreiben kann.

Aber das Heer derer wächst, die zielklar bereit sind, der Ausbeutung des Menschen durch Menschen ein Ende zu bereiten. Auch in den Vereinigten Staaten. Auch in Wild-West. Alle Achtung vor den braven Genossen, die unter den schwierigsten Verhältnissen den sozialistischen Samen hierzulande ausstreuen. Er wird köstliche Früchte bringen, er muß sie bringen.

(Neuyorker Volkszeitung.)

Für unsere Frauen.

Die Aufgaben der Frauen beim Kampf der Handelsangestellten um volle Sonntagsruhe.

Erneut haben die Handelsangestellten den Kampf um volle Sonntagsruhe für ihren Beruf aufnehmen müssen. Der jetzt dem Reichstage zugegangene Entwurf über die Sonntagsruhe im Handelsgewerbe reizt zum schärfsten Protest. Die von den Handelsangestellten oft erhobenen und eingehend begründeten Forderungen sind vollständig unberücksichtigt geblieben und gegenüber dem jetzt geltenden Recht noch bedeutende Verschlechterungen vorgesehen.

Aus sozialen, ökonomischen, hygienischen und allgemein kulturellen Gründen ist die volle Sonntagsruhe für alle erwerbstätigen Menschen eine Notwendigkeit. Das gilt heute bei der weitgehenden Arbeitsteilung und der ständig gesteigerten Intensität der Arbeit mehr denn je. In hohem Maße empfinden das auch die Frauen: einen Tag in der Woche braucht der Mensch unbedingt, an dem er völlig los ist von der Berufsarbeit; an dem er Zeit und Kraft findet, sich innerhalb sammeln, sich auf sich selbst besinnen zu können, sich zu erinnern, daß er ein berechtigtes und vorpflichtetes Mitglied der menschlichen Gesellschaft ist. Einen Tag in der Woche braucht jeder, um den starken Verschleiß an Nerven- und Muskelkraft während der Werkeltage zu ersetzen, sich auszuruhen und zu erholen, sollen Gesundheit und Arbeitsfähigkeit nicht Schaden nehmen. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, müßten sogar einsichtige Arbeitgeber sich hinter unsere Forderung stellen; wenn nicht aus Rücksicht auf das Wohlergehen ihrer Angestellten, so im Hinblick auf den eigenen Vorteil, der ihnen daraus erwächst, körperlich ausgeruhte und geistig elastischere Menschen im Betriebe zu haben.

Jeder Mensch braucht aber auch mindestens einen Tag in der Woche, um an den Kulturgenüssen unserer Zeit teilzunehmen und sich der Naturschönheiten zu erfreuen. Um hinauszuwandern ins Freie, um Sonne zu trinken und ozonreiche Luft zu atmen, um das Auge zu weiden an allem Schönen, das die Natur uns zu bieten hat. Jeder Mensch braucht einen Tag, um an guten, erhebenden Vergnügen, am edlen Genuß der Kunst teilnehmen zu können, um ein gutes Buch zu lesen, um sich seinen Freunden und seiner Familie zu widmen, kurzum — um ganz Mensch zu sein.

Jeder Volkswirtschafter, jeder Arzt und überhaupt jeder freidenkende Kulturmensch müßte deshalb die Forderung der vollen Sonntagsruhe der Handelsangestellten mit allem Nachdruck vertreten, insbesondere jedoch die Frauen, die am schmerzlichsten die Sehnsucht nach mehr freier Zeit empfinden. Aber was können denn wir für die Erfüllung dieser Forderung tun? Ei nun, mancherlei! Zunächst können wir als Mütter, als Schwester, als Bekannte der weiblichen Handelsangestellten diese den freigewerkschaftlichen Verbänden, dem Handlungsgehilfen- und dem Transportarbeiterverband zuführen, damit sie im allgemeinen die Wirksamkeit dieser Verbände vergrößern helfen und auch die Macht ihres Kampfes um die Sonntagsruhe zu erhöhen. Ferner können wir durch **Einstellung unserer Einkäufe am Sonntag** wirksam der gesetzlichen Regelung vorarbeiten. Und schließlich können wir durch mündliche und schriftliche Agitation für das Einstellen der Sonntagseinkäufe bezw. für ihre äußerste Einschränkung wirken und damit das öffentliche Gewissen schärfen. In den meisten Fällen ist es Gedankenlosigkeit oder Bequemlichkeit, wenn wir am Sonntag einkaufen. Gewiß ist es für eine Arbeiterin, die am Sonnabend erst Lohn bekommt, oder für eine Arbeiterfrau, deren Mann erst am Sonnabend Lohntag hat, unbequemer als für bürgerliche Kreise, am Sonnabend einzukaufen; aber im Interesse des materiellen und geistigen Aufstiegs unserer Klasse haben wir Woher manche Unbequemlichkeit auf uns genommen, manches Opfer gebracht, da wird es uns ein leichtes sein, im Interesse eines wirklich freien Sonntags für eine große Schicht unserer Arbeitsbrüder und -Schwestern auch diese kleine Unbequemlichkeit auf uns zu nehmen.

Deshalb auf, Ihr Frauen und Mädchen der Arbeiterklasse! Helft unseren im Kampfe stehenden Arbeitsgenossen und -Genossinnen! Wirket im Sinne der Anschauung, daß jeder Mensch Anspruch auf volle Sonntagsruhe hat.